

Heiko Krimmer

Ein Stein kann nicht schwimmen

Erlebnisse mit Gott in Indien



hänssler

hänssler

Heiko Krimmer

Ein Stein kann nicht schwimmen

Erlebnisse mit Gott in Indien

Dr. Heiko Krimmer ist Pfarrer in Dettingen/Teck, Vorsitzender des Württembergischen Brüderbundes sowie Vorsitzender von Kinderheime Nethanja Narsapur/Christliche Mission Indien e.V. Diese Mission unterhält viele Kinderheime in Indien und möchte nicht nur praktisch helfen, sondern auch das Evangelium von Jesus Christus weitergeben.

Hänssler-Taschenbuch

Bestell-Nr. 394.384

ISBN 3-7751-4384-X

© Copyright 2005 by Hänssler Verlag, D-71087 Holzgerlingen

Internet: www.haenssler.de

E-Mail: info@haenssler.de

Umschlaggestaltung: Ingo C. Riecker

Titelbild: Heiko Krimmer

Satz: Satz & Medien Wieser, Stolberg

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



International Member of the
Evangelical Christian
Publishers Association

Vorwort

Diese »Geschichten« sind Lebensgeschichten von Kindern in unseren Kinderheimen.

Und von Bibelschülern unserer Bibelschule in Vizag.

Sie haben von sich erzählt, oft unter Stocken und in Zurückhaltung. Sie wollen damit nicht groß herauskommen; nur auf Nachfrage erfuhr ich die Einzelheiten. Es sind Lebensberichte, die mich tief berührt haben und die die machtvolle Führung durch Jesus Christus bezeugen.

Es sind Zeugnisse aus einer Umwelt, in der der christliche Glaube oft in sehr enge Wege führt.

So sind es Treuegeschichten; Treue von Menschen, die Jesus nicht verleugnen wollen.

Besonders aber auch Treuegeschichten Jesu Christi, der die, die ihm vertrauen, nicht loslässt.

Das ermutigt uns!

So sind es auch Fürbitteanliegen: dass wir für die jungen Menschen beten, die oft schon durch so schwere Strecken gegangen sind.

Herzlichen Dank Bischof K.R. Singh. Er war mir bei den Geschichten Ohr:

Er hat die Gespräche geführt. Und er war Mund: Er hat übersetzt.

Ich bitte darum, dass diese Lebensberichte für uns Christen in Deutschland zum Segen werden.

Heiko Krimmer
Juni 2005

Ein Stein kann nicht schwimmen

Gopal wuchs in einem Dorf tief im Siler-Dschungel auf. Sein Vater war der Häuptling des Dorfes, ein von allen respektierter Mann. Er war zugleich auch Priester. Seit Generationen beteten die Dorfbewohner einen Stein an – einen riesigen Felsbrocken, der vom gegenüberliegenden Berg in grauer Urzeit losgebrochen war. Er ragte mitten auf dem Dorfplatz auf und trug den Namen »Naki«, das heißt: Stärke. Jeden Abend versammelten sich viele Dorfbewohner vor dem Stein. Gopals Vater vollzog die Verehrungsriten: Der Stein wurde mit Öl gesalbt, mit Blumen bekränzt und man legte Opfergaben vor ihm nieder. Bei besonderen Anlässen und in Notzeiten wurden dem Steingott Naki sogar Tieropfer gebracht, um seine Hilfe zu erfliehen.

Gopal vertraute dem Steingott bedingungslos. Immer wenn er am Stein vorbeikam, berührte er diesen kurz und murmelte ein Gebet. Er war nun 18 Jahre alt. Ein kräftiger, muskulöser junger Mann, der auf den kärglichen Feldern hart arbeitete. Zudem war er ein gewandter Jäger geworden. Er hatte schon drei Bären und einen Leopard erlegt. Die Mädchen im Dorf umschwärmten ihn fast alle.

An einem Januartag herrschte im Dorf große Aufregung; ein »Geschichtenerzähler« war gekommen. Er erzählte von einem Gott, der Jesus genannt wird. Viele hörten ihm zu, denn es war eine willkommene Abwechslung. Dieser »Geschichtenerzähler« war einer unserer Evangelisten. Rao sah seine Aufgabe darin, besonders Dörfer, in denen noch nie das Evangelium gepredigt worden war, zu erreichen. Am dritten Abend lud er

ein: »In der Stadt Vizag wird nächste Woche eine große Versammlung sein, vier Tage lang. Da sollt ihr mehr von Jesus hören. Ihr könnt auch das Meer sehen und es gibt jeden Tag gutes Essen. Jeder, der will, darf kostenlos mitkommen.« Sieben junge Leute gingen auf dieses Angebot ein, darunter auch Gopal. Er war noch nie in einer Stadt gewesen und hatte auch noch nie das Meer gesehen. Er freute sich auf dieses Abenteuer. Der Gott Jesus interessierte ihn nicht. Sein Glaube an den Steingott Naki war tief in ihm verwurzelt.

Evangelist Rao hatte zu unserer jährlichen Evangelisation eingeladen und dabei einen festen Grundsatz unserer Missionsarbeit beachtet: Zur Evangelisation konnten aus unseren Gemeinden so viele Christen kommen, wie sie Nichtchristen mitbrachten. Unter den mehr als achtausend Teilnehmern waren fast die Hälfte Nichtchristen.

Bei der ersten Versammlung saß Gopal also unter den Hörern. Die Reise war lang und ermüdend gewesen. Trotzdem hörte er aufmerksam zu. Der Redner erzählte von dem Gott Jesus, wie er auf dem Meer ging. Das faszinierte Gopal. Am Morgen hatte er zum ersten Mal in seinem Leben das Meer selber gesehen. »Das war keine Vorführung«, erklärte der Prediger, »sondern Jesus kam, um seine Freunde aus Seenot zu retten. So will er zu dir und zu mir kommen, um uns zu retten, um unser Leben heil zu machen!«

Am nächsten Tag schwänzte Gopal die Versammlung. Zuerst durchstreifte er mit einigen Kameraden die Stadt Vizag. Er kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. So viele Autos, Hochhäuser, Geschäfte, Waren: Er war überwältigt. Das war eine andere Welt als ihr ärmliches Dschungeldorf. Schließlich, am späten Mittag, kam er mit seinen Freunden ans Meer. Das faszinierte ihn.

Die heranrollenden Wellen, die unendliche Weite, die Gischt, der feine Sand. Gopal ging einige Schritte ins Wasser. Er war mutig, seine Kameraden trauten sich nicht ins Wasser. Gopal genoss das Wasser, er planschte, spritzte seine Freunde nass und ging immer weiter ins Meer. Plötzlich verlor er den Boden unter den Füßen, die Wellen überspülten ihn und er schluckte das salzige Wasser. Die Situation wurde gefährlich. Gopal konnte ja nicht schwimmen. Er kämpfte um sein Leben, schlug wild um sich, aber der Sog zog ihn immer weiter hinaus. »Naki hilf mir«, in höchster Not rief er zu seinem Steingott, aber vergeblich. »Ein Stein kann nicht schwimmen«, schoss es durch seinen Kopf. Und da hörte er plötzlich die Stimme des Predigers vom Abend zuvor: »Jesus kam auf dem Wasser, um seine Freunde zu retten.« »Jesus, komm zu mir, Jesus, hilf!«, so brach es aus Gopal heraus. Eine riesige Welle erfasste ihn, schleuderte ihn zu Boden; er verlor fast das Bewusstsein, aber sie spülte ihn an den Strand. Keuchend lag er im Sand, erbrach Unmengen an Salzwasser und war völlig entkräftet. Erschreckt umringten ihn die Kameraden. Als Gopal wieder einigermaßen zu sich gekommen war, sah er sie an und sagte nur diesen kurzen Satz: »Ein Stein kann nicht schwimmen.« Sie verstanden nicht.

Am Abend erzählte Gopal Evangelist Rao sein Erlebnis. »Dieser Jesus hat Kraft, ich möchte mehr von ihm wissen.« Gopal war nun bei jeder Versammlung dabei. Er sog das Evangelium in sich auf und am letzten Abend traf er eine klare Entscheidung für ein Leben mit Jesus.

Als er in sein Dorf zurückkam, berichtete er von seiner Lebensrettung – äußerlich und innerlich – und bekannte sich als Jesusfreund. Sein Vater war außer sich vor Zorn. »Unser Gott Naki hat uns immer geholfen. Wir brauchen deinen Gott Jesus nicht. Wir werden dich aus-

stoßen, schweige von diesem Jesus«, drohte er seinem Sohn. Doch Gopal konnte nicht schweigen. Er erzählte von Jesus und immer mehr hörten ihm zu. Jeden Sonntag ging er die fünfzehn Kilometer zu Fuß durch den Dschungel in das Dorf, wo der Evangelist Rao lebte. Er bekam von ihm mit noch zwanzig anderen Neubekehrten Taufunterricht. Im August ließ er sich taufen. Bei seiner Heimkehr in sein Dorf schlug ihm von seiner Familie offener Hass entgegen. Sein Vater schlug ihn in rasender Wut blutig und vertrieb ihn mit Steinwürfen aus dem Dorf.

Gopal floh zu Rao. Er wurde ihm ein wertvoller Gehilfe bei der evangelistischen Arbeit. Dann kam Gopal auf unsere Bibelschule nach Vizag. Von 2000 bis 2003 war er einer der eifrigsten Schüler. Allerdings war er oft bedrückt, denn seine Familie, besonders sein Vater, wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er betete für sie in ausdauernder Fürbitte und viele in der Bibelschule beteten mit.

Im Juli 2003 wurde Gopal zum Dienst als Evangelist unserer Kirche eingesegnet. Er war fest entschlossen, in sein Heimatdorf zurückzugehen, um dort Menschen für Jesus zu gewinnen. Seit Januar 2004 arbeitet Gopal in seinem Dorf. Er hat sich eine einfache Hütte am Dorfrand gebaut, ständig bedroht, besonders von seinem Vater. Aber es kommen schon etwa zwanzig Leute zu den Gottesdiensten. Gopal will eine kleine Kirche bauen. Wir beten für ihn.

Zu spät und doch getröstet

Timotheus – sein Schicksal hat viele bewegt. 1998 lag ein kleines Baby nach dem Gottesdienst im Missionszentrum in Vizag an der Eingangstreppe. Bischof Singh konnte die Mutter nie ausfindig machen. Er erzählte in Deutschland von Timotheus. Eine Frau gab spontan die finanziellen Mittel, damit wir ein Babyheim gründen konnten. Immer wieder werden in Indien Babys einfach ausgesetzt, meistens Mädchen. Sie sind »teuer«, denn bei einer Heirat müssen die Eltern eine hohe Mitgift aufbringen. Aber ein Junge? Sie sind doch der ganze Stolz der Eltern. Wie groß muss die Not seiner Mutter gewesen sein! Inzwischen sind mehr als sechzig Kinder durch das Babyheim gerettet worden. So hat das Schicksal des Timotheus auch anderen geholfen.

Timotheus ist inzwischen sechs Jahre alt. Er ist ein intelligenter, aufgeweckter Junge mit vielen Flausen im Kopf. Jedes Mal, wenn ich in Indien bin, freue ich mich an ihm und er ist stolz, dass wir uns kennen. Ich muss aufpassen, dass ich ihn nicht verwöhne und die anderen Kinder neidisch mache.

Am 10. Oktober 2004 hielt Bischof Singh den Gottesdienst im Missionszentrum. Wie immer am Ende kamen viele Menschen, um ein Dankopfer zu geben und sich unter Handauflegung segnen zu lassen. Singh bemerkte vor der offenen Kirchentür eine Aufregung. Ein Bibelschüler kam und flüsterte ihm ins Ohr: »Draußen liegt eine tote Frau in einer Fahrradrickscha. Sie sagte noch, sie sei die Mutter eines Kindes im Kinderheim.« Singh winkte den Leiter des Kinderheimes heran und

bat ihn, die Situation zu klären. Nach Abschluss der Segnung ging er nach draußen.

Da lag die Verstorbene – eine völlig abgezehrte Frau in einem zerlumpten Sari. Die Menschen hielten Abstand. Doch eine andere Frau, die Schwester der Verstorbenen, erzählte Singh unter Tränen die Geschichte: Subai, so hieß die Verstorbene, lebte im Slum in Vizag. Ihr Mann hatte sie schon lange verlassen und sie verdiente ihren Lebensunterhalt als Prostituierte. Da wurde sie schwanger und gebar einen Sohn. Bei der Geburt stellte sich aber heraus, dass sie Aids hatte. In ihrer Verzweiflung nahm sie dann das Baby und ließ es nach einem Gottesdienst hier am Missionszentrum liegen. »Sie wollte, dass er eine gute Zukunft hat, und vertraute euch Christen, dass ihr ihm helfen würdet«, erzählte die Tante unter vielen Tränen. Subai war also die Mutter von Timotheus.

Subai traute sich zunächst nicht mehr zum Missionszentrum, erzählte die Schwester weiter. Selten, später dann ein- oder zweimal im Jahr, kam sie zum Gottesdienst und sah mit großen Augen auf die Kinderheimkinder, die im Gottesdienst immer vor der Kanzel sitzen. Sie wusste aber nicht, welches ihr Sohn war und wagte es auch nie, danach zu fragen.

Ihre Krankheit wurde immer schlimmer und ihr war klar, dass sie bald sterben würde. »Sie hatte nur noch einen Wunsch«, schluchzte ihre Schwester, »sie wollte ihren Sohn vor dem Sterben noch kennen lernen. Also fuhren wir heute Morgen mit der Fahrraddrikscha hierher. Es ging ihr immer schlechter. Aber sie hatte den großen Wunsch ihren Sohn zu sehen. Als wir vor der Kirche ankamen«, die Schwester weinte laut, »wollte sie aussteigen. Aber ihre Kräfte verließen sie endgültig. Sie

sagte noch: »Er hat es hier gut bei den Christen«, und dann ist sie gestorben.«

Nun lag die Mutter von Timotheus tot an derselben Stelle, an die sie damals ihr Baby hingelegt hatte. Singh war von diesem Geschehen tief bewegt. Er beerdigte Subai am nächsten Tag. »Sie hat uns Christen vertraut und ist so doch getröstet gestorben«, so schloss er seine Predigt. Wir haben Timotheus noch nichts von seiner Mutter erzählt. Aber später wird er fragen und ihre Geschichte erfahren.

Auf Wiedersehen!

Shuba – ihr Name bedeutet »Glück« – lebte in einem Dorf des Siler-Dschungels. Sie hatte noch vier Brüder. Ihre Eltern waren bettelarm, ein kleines Stückchen Land reichte nicht aus, die Familie zu ernähren. Bei der Geburt des Mädchens hatten sich die Eltern gefreut; nach vier Jungen ein Mädchen. Sonst sind ja Mädchen ein »Minus«, Belastung für die Familie, denn sie brauchen zur Hochzeit eine große Mitgift. Aber in der armseligen Hütte war Shuba wie ein Sonnenstrahl; sie sollte der Familie Glück bringen.

Doch Shubas Leben war ständig gefährdet. Sie war ein sehr schwaches und oft krankes Kind. Schon in den ersten Lebensmonaten bekam sie Typhus und schwebte lange zwischen Leben und Tod. Wie durch ein Wunder überlebte sie. Die Eltern schrieben es der Kraft des Dorfzauberers zu und gaben ihm ihre einzige Ziege. So war auch keine Milch mehr für Shuba da.

Als Shuba vier Jahre alt war, konnte sie noch nicht richtig laufen. Sie war stark unterernährt und hatte viele Geschwüre am ganzen Körper. An eine glückliche Zukunft war nicht zu denken.

Eines Tages kam einer unserer Evangelisten ins Dorf. Er predigte das Evangelium, obwohl ihm die Leute misstrauisch gegenüberstanden. »Wir wollen und brauchen keinen neuen Gott«, sagten sie zu ihm. Vier Tage blieb er im Dorf und erzählte ganz einfach, wie Jesus vielen Menschen geholfen hatte. Aber die Mauer der Ablehnung blieb fest geschlossen. Nach der letzten Versammlung sprach ihn Shubas Mutter an. Sie hielt das Mädchen auf dem Arm; es war ein Anblick zum Erbar-

men. »Kann dein Gott Jesus auch heute noch helfen?«, fragte sie leise. »Ja, er kann!«, antwortete der Evangelist Rao schlicht. Er betrachtete Shuba näher und bot dann an, sie für einige Zeit ins Kinderheim nach Vizag mitzunehmen. Nur zögernd stimmten die Eltern zu, aber um Shubas willen gaben sie ihre Einwilligung.

So kam Shuba ins Mädchendorf unserer Mission nach Vizag. Sie wurde dort liebevoll aufgenommen, über lange Wochen gesund gepflegt und aufgepäppelt. Aus dem zarten, schwächlichen Mädchen war nach sechs Wochen ein gesundes, lebhaftes, fröhliches Kind geworden. Evangelist Rao brachte sie wieder zurück in ihr Dorf und die Eltern staunten und dankten. Mit Tränen in den Augen baten sie Rao: »Darf Shuba nicht einige Zeit in eurem Heim bleiben? Hier haben wir keine Schule und wir sind so arm, sie wird wohl wieder krank werden.« Nach Rücksprache mit Bischof Singh blieb Shuba im Kinderdorf. »Sie ist ja auch ein Türöffner für ihr Dorf«, sagte Singh, denn Evangelist Rao hatte dort noch keinen einzigen Menschen wirklich erreichen können.

In den Sommerferien, den heißen Monaten April und Mai, kam Shuba immer wieder zu Besuch nach Hause. So auch im Sommer 2003. Shuba war jetzt acht Jahre alt und seit vier Jahren im Kinderheim. Sie wurde krank, bekam die Kopfmalaria, eine sehr schlimme Form dieser Fieberkrankheit, die oft schnell tödlich verläuft. Die Eltern brachten sie zum Dorfzauberer. Doch er konnte nicht helfen. Shuba selber bat: »Evangelist Rao soll kommen!« Einer ihrer Brüder holte Rao. Er kniete in der Hütte nieder, Shuba glühte vor Fieber. »Sing mit mir die Jesuslieder«, bat sie. Die Familie hörte zu, tief ergriffen. Rao bat Jesus um Heilung, aber Shuba selber sagte: »Bete nicht so, ich weiß, ich darf jetzt zu Jesus gehen.« Sie

wurde immer schwächer und schließlich sagte sie mit letzter Kraft zu ihren Eltern: »Ich gehe jetzt zu Jesus. Wenn ihr mich wiedersehen wollt, dann müsst ihr jetzt an ihn glauben. Dann kommt ihr auch in den Himmel!« Und so ist Shuba gestorben. Ihre Beerdigung war für viele Dorfbewohner beeindruckend, besonders als Evangelist Rao ihre letzten Worte wiederholte. »Wollt ihr Shuba wiedersehen, dann vertraut Jesus«, schloss er seine Predigt.

Shubas »Einladung« fand Gehör – inzwischen sind ihre Eltern Christen geworden und noch einige andere. In Shubas Dorf gibt es heute eine kleine Gemeinde und Rao hält regelmäßig Gottesdienste.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem

Jajama lebte mit ihren Eltern in einem Slumgebiet der Millionenstadt Vizag. Etwa ein Viertel der Einwohner von Vizag wohnen in solchen wilden Siedlungen, oft ohne Wasser und Strom, in erbärmlichen Hütten aus Karton, Brettern oder Wellblech. Die hygienischen Bedingungen sind grausig und viele Leute sind chronisch krank. Jajama war mit ihren Eltern aus einem Dorf in die Stadt gekommen. Dort hofften sie Arbeit und ein besseres Leben zu finden. Aber zu viele dachten so und blieben im Elend des Slums stecken.

Jajamas Mutter wurde immer kränker. Der Vater begann zu trinken und das Leben in der elenden Hütte wurde unerträglich. Den einzigen Lichtblick gab es, wenn unser Evangelist Babu und einige Bibelschüler einmal in der Woche im Slum auftauchten.

Sie sammelten die Kinder und erzählten ihnen von Jesus. Jajama, ihr Name bedeutet Sieg, hörte mit großer Konzentration zu und begann diesen Gott Jesus zu lieben. Sie bat Babu um Medikamente für ihre Mutter. Deshalb besuchte er sie und brachte einige Arzneien mit, aber der Mutter war nicht mehr zu helfen. Eines Morgens lag sie tot auf ihrer Decke.

Für Jajama wurde das tägliche Leben bitter schwer. Sie war damals gerade acht Jahre alt. Der Vater kümmerte sich nicht um sie, kam oft tagelang nicht nach Hause. Und wenn er auftauchte, war er so betrunken, dass Jajama erschrocken floh. Sie ernährte sich von Abfällen und magerte immer mehr ab. Eines Abends kam der Vater wieder mit einigen Zechkumpanen und sie tranken den billigen Fusel unter lautem Grölen. Jajama

war geflüchtet und kauerte zitternd hinter einer alten Kiste in der Nähe. Sie hörte die Männer reden: »Wir brauchen unbedingt Geld, sonst läuft nichts mehr.« Und dann die Stimme ihres Vaters: »Ich habe doch das Mädchen. Ich verkaufe sie dem Bondu. Der sucht doch zur Zeit wieder Nieren.« Jajama erfasste panische Angst. So etwas geschieht öfters in Indien: Organhandel in der übelsten Form. Gewissenlose Leute gebrauchen Kinder als lebendes Ersatzteillager und machen dabei große Profite.

Jajama kehrte nicht mehr in ihre Hütte zurück. Sie verbarg sich wie ein gejagtes Tier mehrere Tage in Abflussrohren. Am Donnerstag kam Babu mit seiner Gruppe in den Slum. Zu ihm flüchtete sie sich und erzählte ihre Not. Babu nahm sie mit ins Kinderheim und sie durfte dort bleiben. Babu sprach auch später mit dem Vater, aber der wies alle Vorwürfe wütend zurück: »Ich habe keine Tochter mehr. Macht doch mit ihr, was ihr wollt. Ich will sie nie wiedersehen.« Wenigstens stimmte er zu, dass Jajama im Kinderheim bleiben durfte.

Jajama ist inzwischen zwanzig Jahre alt. Sie hat die Schule abgeschlossen und Nähen gelernt. Wir haben ihr eine Nähmaschine geschenkt und so kann sie zum Lebensunterhalt der Familie beitragen, denn sie hat auch geheiratet: einen unserer Bibelschüler. Die beiden haben einen kleinen Sohn und leben und arbeiten in einem Dorf in der Nähe von Vizag. Ihr Mann ist dort Pastor und baut eine christliche Gemeinde auf.

Eines Tages kam ihr Mann von einem Treffen im Missionszentrum zurück und erzählte Jajama, dass ihr Vater schwer krank im Krankenhaus liege. Babu hatte ihm das gesagt. Jajama zögerte nicht lange und besuchte mit ihrem Mann den Vater, für den sie so viele Jahre gebetet

hatte. Die Ärzte schüttelten nur den Kopf: »Er wird nicht überleben. Beide Nieren sind kaputt. Nur eine Spender-niere könnte ihn retten.«

Jajama focht einen großen inneren Kampf aus, beriet sich ausführlich mit ihrem Mann und dann entschloss sie sich: »Ich gebe meinem Vater eine meiner Nieren.« Es war eine schwierige Operation, aber sie glückte. Jajamas Vater überlebte. Die Tat seiner Tochter erweichte sein hartes Herz. Heute lebt Jajamas Vater bei seiner Tochter und ist ein Christ geworden.

Jajama, ihr Name heißt Sieg. Sie hat ihren Vater besiegt und für Jesus gewonnen.

Liebe, die überwindet

Die Eltern von Saji lebten in einem Slum von Vizag. Es war ein erbärmliches Leben. Die beiden waren erst kurz verheiratet und oft hatten sie Hunger. Mit Gelegenheitsarbeiten schlugen sie sich durch. Die Mutter war eine zarte, kränkliche Frau. Dann wurde sie schwanger. Es waren sehr beschwerliche Monate für sie. Ihr Mann kümmerte sich kaum um sie. Manchmal kam ihre Mutter und so konnte sie wenigstens überleben. Es kam die Zeit der Geburt. Tagelang lag sie in den Wehen. Schließlich wurde Saji geboren. Aber die Lebenskräfte ihrer Mutter waren erschöpft und sie starb am Tag nach der Geburt. Der Vater, der bisher verschwunden gewesen war, kam in die armselige Bretterhütte. Er sah seine tote Frau und daneben das wimmernde Bündlein Mensch, in ein schmutziges Tuch eingehüllt. »Ein Mädchen, schafft es fort, ich will nichts mit ihm zu tun haben«, so schrie er die zitternde Großmutter an und ging davon.

Saji wuchs bei der Großmutter auf. Aber auch sie lebte in großer Not und konnte das Kind kaum durchbringen. Alle Bitten an den Vater, doch zu helfen, prallten an ihm ab. »Ich will nichts mit diesem Balg zu tun haben«, so wies er die bittende Oma wütend ab. Als deren Kräfte aufgezehrt waren, war Saji gerade sechs Jahre alt. Im Slum arbeitete unser Evangelist Amos mit einigen Bibelschülern. Sie erzählten von Jesus und halfen in den äußeren Nöten, so gut sie konnten. Sajis Oma fühlte ihr Ende nahen und bat Amos: »Nehmt Saji bei euch auf. Sie ist ein kluges und gehorsames Mädchen. Sie hat sonst keine Hilfe.« Amos sprach auch mit dem Vater, aber der lehnte jede Verantwortung ab.

So kam Saji ins Kinderheim nach Vizag. Das war vor fünfzehn Jahren. Sie war tatsächlich ein sehr aufgewecktes Kind, lernte sehr gut und blühte richtig auf. Allerdings saß sie manchmal recht traurig da. Die Ablehnung durch ihren Vater blieb für sie eine offene Wunde. Einige Male war sie, als sie älter wurde, mit Amos und den Bibelschülern mitgegangen und wollte mit ihrem Vater reden. Doch er wies sie jedes Mal barsch ab und schließlich verbot er ihr in großem Zorn, ihn auch nur anzusprechen.

Abends, vor dem Zubettgehen, halten wir im Kinderheim noch eine Andacht. Die Kinder sind dabei in kleine Gruppen aufgeteilt und dürfen auch ihre Nöte sagen. Dann wird dafür gebetet. Saji hatte immer das eine Gebetsanliegen: »Betet für meinen Vater, dass wir uns wiederfinden.« Das war auch ihr tägliches Gebet.

Saji schloss die Schule mit sehr guten Noten ab und wir ermöglichten ihr eine Ausbildung an einem Lehrerseminar. Seit einem Jahr arbeitet Saji als Lehrerin an einer staatlichen Schule in einem Vorort von Vizag. Sie verdient ausreichend und hat ihr Leben fest im Griff. Eines Tages besuchte Amos sie: »Dein Vater ist bei einem Raubüberfall gefasst worden und sitzt im Gefängnis«, berichtete er ihr.

Saji besuchte ihren Vater im Gefängnis, begleitet von Amos. Sie erfuhren, dass der Vater freikommen konnte, wenn jemand für ihn eine Bürgschaft von 500 Rupien bezahlen würde. Es war für Saji keine Frage. Sie nahm alle ihre Ersparnisse, lieh sich noch 200 Rupien und leistete die Bürgschaft für ihren Vater. Das überwältigte ihn. »Tochter, vergib mir. Ich habe dich so abgelehnt und du hilfst mir trotzdem. Ich will dir in Zukunft wirklich Vater sein«, so versprach er Saji. Ihre Liebe und ihre Gebete hatten das harte Herz des Vaters überwunden

und geöffnet. Saji und ihr Vater kommen heute jeden Sonntag zum Gottesdienst ins Missionszentrum. Ja, Sajis Vater will sich taufen lassen.

Kleiner Mann – ganz groß

China Rao ist seit drei Jahren im Kinderheim in Vizag, seine drei Schwestern im Mädchen-Kinderdorf. Sie haben eine bewegende Geschichte. China Rao, sein Name bedeutet »kleiner Mann«, lebte im Slum in Vizag. Er war zehn Jahre alt, seine Schwestern neun, elf und dreizehn. Die erbärmliche Hütte am Bahndamm war für die Kinder eine Hölle. Ihr Vater war ein schwerer Trinker. Das wenige Geld, das er durch Gelegenheitsarbeiten verdiente, ging für Alkohol drauf. Wenn er völlig betrunken heimkam, schlug er in wildem Zorn auf die Kinder ein. Auch die Mutter, die sich dazwischenstellte, wurde dabei oft zusammengeschlagen. Sie verdiente als Haushaltshilfe wenigstens einige Rupien, sodass die Kinder das Nötigste zum Leben hatten.

Eines Abends schwankte der Vater wieder völlig betrunken in die Hütte. »Gib mir deine Rupien«, schrie er seine Frau an. Diese wehrte sich und er zog sie an ihren Haaren nach draußen. Er wurde immer wütender und die entsetzten Kinder mussten mit ansehen, wie er seine Frau, ihre Mutter, mit Benzin übergoss und anzündete. Ihre Schreie gellten durch die Nacht, aber niemand kam zur Hilfe. Im Slum ist sich jeder selbst der Nächste und gerade bei solchen Gewaltausbrüchen mischte man sich besser nicht ein. Die Mutter starb qualvoll vor den Augen der verstörten Kinder. »Kein Sterbenswort zu jemandem«, brüllte der Vater die Kinder an, »ich bringe euch sonst auch um. Und bleibt hier!« Dann trug er die Tote weg. Völlig verängstigt, kauerten die Kinder aneinander geschmiegt in einer Ecke. Viel später kam der Vater heim. Er hatte einen Zechkumpanen dabei. Die beiden

tranken den Zuckerrohrschnaps im Übermaß. Dann redeten sie leise miteinander. China Rao spitzte die Ohren. »Du hast doch zwei hübsche Töchter – die Mafia –, sie bringen viel Geld.« Er hörte nur Bruchstücke, aber ihm war sofort klar, was die beiden da ausheckten. Sie wollten die zwei älteren Schwestern an einen Mädchenhändler verkaufen, um so an Geld zu kommen.

Aus China Rao, dem »kleinen Mann«, wurde in dieser Nacht ein ganz Großer. Er übernahm die Verantwortung. Nachdem der Vater völlig berauscht eingeschlafen war, floh er mit seinen Schwestern aus der Hütte. Sie verließen den Slum und durchquerten fast die ganze Stadt, bis ans andere Ende. An einer Ausfallstraße verbargen sich die vier Geschwister im dichten Gebüsch, den ganzen Tag lang. Doch Durst und Hunger quälten sie immer mehr. Wieder traute sich China Rao. In der Nähe war eine Bushaltestelle und dort bettelte er die Wartenden an. Bettelnde Kinder sieht man in Indien oft. Deshalb nahmen viele keine Notiz von China Rao. Zwei ältere Frauen bekamen Mitleid mit dem abgerissenen Jungen und gaben ihm Chapati, Fladen aus Maismehl, und eine Flasche Wasser. China Rao lief zum Versteck, und alle vier konnten wenigstens den größten Durst und Hunger stillen.

Die ganze nächste Nacht zitterten die Kinder dort im Versteck. Am Morgen trieben Hunger und Durst China Rao wieder zur Bushaltestelle. Dort wartete auch unser Evangelist Johnson. Er sprach China Rao an. Der blieb äußerst misstrauisch, aber schließlich brach das ganze Elend aus ihm heraus. Johnson ging mit zum Versteck. Ein großes Erbarmen mit diesen vier Unglücklichen trieb ihm die Tränen in die Augen. Kurz entschlossen nahm er alle vier mit in unser Missionszentrum. Als Bischof Singh die Geschichte hörte, war er sofort bereit,

die Kinder aufzunehmen. »Ihr braucht keine Angst zu haben. Hier seid ihr sicher«, erklärte er ihnen. Mutig baute sich China Rao vor ihm auf: »Versprich mir, dass du nie eine meiner Schwestern verkaufst«, so sagte er zu Singh. »Schreibe mir das auch auf einen Zettel!« Singh tat so, er bewunderte den »kleinen Mann«, der so großen Mut bewiesen hatte.

Seit zwei Jahren leben die Geschwister nun bei uns. Johnson hatte sich im Slum nach dem Vater umgesehen. Aber der ist seit jener Nacht spurlos verschwunden.

Sohn, das ist deine Mutter

Schon früh am Morgen stand eine abgezehrte alte Frau am Tor zum Missionsgelände in Vizag. Neben ihr zitterte ein kleiner Junge, ihr Enkel Sudri, wie sich später herausstellte. Er hatte nur eine zerrissene Hose an und sein Körper war ausgemergelt und stellenweise mit Geschwüren bedeckt. Unser Manager Sundar hörte die Oma an. »Nehmt bitte meinen Enkel bei euch auf. Er hat keine Mutter mehr. Auch der Vater ist weggelaufen. Ich bin zu alt und kann nicht mehr für ihn sorgen«, so jammerte sie. Sundar holte Bischof Singh, der sich die Bitte auch anhörte. »Unser Kinderheim ist voll belegt. Wir haben keinen Platz mehr«, versuchte er der Oma zu verdeutlichen, »und eigentlich nehmen wir nur einmal im Jahr, im Juni, neue Kinder auf.« Doch die Oma ließ sich nicht abweisen. Wie schwer ist das für unsere Mitarbeiter in Indien. Es gibt so viel Not und wir können nicht überall helfen. Auf einen Platz in einem Kinderheim kommen oft bis zu fünfzig Kinder, die ihn bräuchten. Es zerreißt einem fast das Herz, wenn wir da auswählen sollen. Wir können unseren diakonischen Dienst nicht flächendeckend tun, wohl aber zeichnend. So schwer das auch fällt, nicht jedem helfen zu können.

Doch an diesem Morgen ging Singh auf die Bitte ein. »Willst du denn bei uns sein?«, fragte er Sudri. Der Junge brachte kein Wort heraus. Er war völlig verschüchtert. Dann nickte er mit dem Kopf. So kam Sudri zu uns ins Kinderheim.

Nun war er schon drei Jahre da. Sudri blieb ein zurückhaltender, scheuer Junge. Nur ganz selten sah man ihn lachen. Irgendetwas schien ihn zu quälen. War es

seine völlige Einsamkeit? In den heißen Sommermonaten April und Mai gehen viele Kinder nach Hause, meistens zu Verwandten oder zu einem Elternteil. Sudri blieb immer da. Er hatte ja niemanden. Die Oma, so hatte Singh in Erfahrung gebracht, war inzwischen gestorben.

In den 40 Tagen vor Ostern finden in unseren Gemeinden jeden Abend Passionsandachten statt. So auch im Missionszentrum. Eines Abends predigte Bischof Singh über das Wort am Kreuz von Jesus, das er zu seiner Mutter Maria und dem Jünger Johannes gesagt hatte. Selbst noch im Sterben sorgte er für die Seinen: »Mutter, das ist dein Sohn«, und »Sohn, das ist deine Mutter«. Er sprach dann auch über das 4. Gebot und den Segen, den Gott darauf legt, wenn Kinder für ihre Eltern sorgen und eintreten. Nach dem Gottesdienst kam Sudri zu Singh. Er weinte und bekannte seine Schuld: »Ich habe noch eine Mutter«, weinte er, »wir haben damals gelogen, weil Oma wollte, dass ich hier bleiben darf.« Nach und nach erfuhr Singh die ganze Geschichte.

Sudris Eltern waren bettelarme Kulis, Landarbeiter. Ständig herrschte in der Hütte Streit. Der Vater war äußerst jähzornig und verprügelte oft Frau und Sohn. In solch einem Wutanfall stieß er eines Tages seine Frau in das offene Küchenfeuer. Sudri musste das mit ansehen. Seine Mutter erlitt schwerste Verbrennungen an Gesicht, Oberkörper und Armen. Wie durch ein Wunder überlebte sie. Der Vater war seitdem spurlos verschwunden. Da brachte die Oma Sudri nach Vizag und schärfte ihm ein, ja nichts von seiner Mutter zu erzählen. »Sonst schicken sie dich gleich wieder weg«, sagte die Oma, und ich wollte doch dableiben, hier bin ich doch daheim«, schluchzte Sudri.

Singh schickte Sudri mit einem Mitarbeiter des Kinderheims in sein Heimatdorf. Und tatsächlich: Die Mutter lebte noch, völlig vereinsamt, wegen ihres schlimm entstellten Gesichts von den Dorfbewohnern gemieden. Sie ernährte sich von Abfällen und ging nur nachts aus ihrer Hütte. Das Wiedersehen von Mutter und Sohn war bewegend. Wie strahlte das eine, noch verbliebene Auge der Mutter!

Sudri kam zurück nach Vizag. Er war jetzt ein ganz anderer Junge, wurde fröhlich und aufgeschlossen. Eines Tages bat er Singh: »Kann ich nicht irgendwo mithelfen, dass ich einige Rupien verdiene?« Singh verstand; er wollte seine Mutter unterstützen. Jetzt hilft Sudri dem Schneider, der im Missionszentrum arbeitet. Was er verdient, gibt er seiner Mutter. Er hat ihr versprochen: »Ich will immer für dich sorgen!«

Wo Hilfe nötig ist

Diwadi war eines der ersten Mädchen im Kinderheim in Vizag. Sie kam mit fünf Jahren zu uns. Heute ist sie zwanzig und mit Daru, einem unserer Evangelisten, verheiratet. Beide leben und arbeiten in Gunderema, einem abgelegenen Dorf im Siler-Dschungel. Diwadi wurde in Gunderama geboren, genauer gesagt, bei Gunderama. Ihre Lebensgeschichte hat mich tief berührt.

Ihre Eltern waren sehr arme Leute. Der Vater hatte manchmal einige Tage Arbeit bei den staatlichen Forstbehörden, die Mutter bebaute ein kleines Stück Feld. Sie waren erst kurz verheiratet, aber sehr glücklich miteinander. Die Mutter wurde schwanger und beide freuten sich sehr auf ihr Baby. Der Ehemann umsorgte seine Frau und nahm ihr ab dem siebten Monat alle schwere Arbeiten ab. »Du musst dich für das Kind schonen«, sagte er ihr immer wieder.

Die Zeit der Geburt nahte. »Hole die Wehenfrau«, bat die Mutter eines Morgens ihren Mann. Solche erfahrenen Frauen gibt es in jedem Dorf, wo ja sonst keinerlei medizinische Hilfe vorhanden ist. Die Geburt schien ganz normal zu verlaufen, doch dann traten Komplikationen auf. Das Baby lag nicht normal und konnte nicht durch den Geburtskanal. Stunde um Stunde kämpfte die gebärende Frau. Andere Frauen kamen zu Hilfe, gaben gute Ratschläge, aber die Schmerzen wurden unerträglich. Ihre Schreie gellten durch das ganze Dorf und ihr Ehemann wurde immer unruhiger und verzweifelter. Schließlich kam die Wehenfrau zu ihm: »Ich kann nichts mehr tun«, erklärte sie traurig, »doch es gibt noch eine Möglichkeit.« Im nächsten Dorf, etwa zehn Kilometer

entfernt, lebte ein bekannter Zauberdoktor. Auf den wies sie hin. »Wir bringen deine Frau zu ihm, er kann helfen«, tröstete sie den werdenden Vater.

Ein Ochsenkarren wurde dick mit Stroh ausgepolstert und die wimmernde Frau hineingelegt. Sie hatte schon sehr viel Blut verloren und war kaum mehr bei Bewusstsein. Die Wehenfrau fuhr mit. Trotz aller Sorgfalt rummelte der Ochsenkarren über Steine und tiefe Löcher. Eine Straße gab es ja nicht. Sie waren kaum zwei Kilometer gefahren, da schrie die Gebärende laut auf. Das Baby kam zur Welt. Damit waren aber auch die Lebenskräfte der Mutter erschöpft und sie starb. So wurde Diwadi geboren.

Es war eine traurige Rückkehr ins Dorf. »Auch noch ein Mädchen«, murmelten die Leute mitfühlend. Mädchen gelten ja in der indischen Kultur als Belastung für die Familie, denn für sie wird bei einer Hochzeit eine große Mitgift fällig, die manchmal Familien in den Ruin treibt.

Diwadis Vater liebte seine kleine Tochter und versuchte ihr beides zu sein: Vater und Mutter. Aber er blieb ein ernster, oft trauriger Mann. Schließlich wurden seine Depressionen so stark, dass er nicht mehr arbeiten und für Diwadi sorgen konnte. Einer unserer Evangelisten brachte sie zu uns in das Kinderheim. Wenige Monate später starb auch noch ihr Vater und sie war eine Waise.

Doch Diwadi war ein sehr aufgewecktes und lernbegieriges Mädchen. Schon früh sagte sie: »Ich will Krankenschwester werden«, wenn sie nach ihrem Berufswunsch gefragt wurde. Sie schloss die Schule mit sehr guten Noten ab. Wir ermöglichten ihr dann, auf ihr Bitten hin, die Ausbildung zur Krankenschwester. Auch hier schloss sie als Beste ihres Jahrganges ab. Sie machte

dann eine weitere Ausbildung als Hebamme. Nach dem Examen bot ihr das Krankenhaus in Vizag eine sehr gute Stelle an. Aber sie sagte zu Bischof Singh: »Ich will nicht in der Stadt arbeiten. Ich will dorthin, wo wirklich Hilfe nötig ist. Es soll keiner Frau mehr so gehen müssen wie meiner Mutter.«

Sie heiratete Daru, der ebenfalls auf unserer Bibelschule in Vizag ausgebildet worden war, und die beiden zogen nach Gunderema in den Dschungel. Dort leisten sie praktische Hilfe und laden die Menschen zum Helfer Jesus Christus ein.

Sie ist eine Perle

Ein Jeep biegt auf das Missionsgelände in Vizag ein. Er hält vor dem Haupthaus. Eine junge Frau steigt aus. »Subamani ist da«, ruft freudig ein Mitarbeiter. Andere kommen hinzu und begrüßen sie herzlich. Auch Bischof Singh wird geholt: »Ich freue mich, dass du da bist. Du bist eine wirkliche Perle für uns«, freut er sich und nimmt sie mit in sein Büro. Subamani, der Name heißt auf Deutsch Perle.

Singh erzählt mir ihre Geschichte: Subamani lebte mit ihren Eltern in einem Dorf nahe am Godaverifluss. Sie waren arme, aber sehr fleißige Leute. Ihnen gehörte ein fruchtbares Stück Land, das das Nötige zum Lebensunterhalt lieferte. Beide Eltern arbeiteten hart und Subamani, damals acht Jahre alt, half nach Kräften mit. Die umliegenden Felder gehörten einem reichen Mann, einem so genannten Landlord. Ihm war das Stück Land der Familie ein ständiger Dorn im Auge. Er wollte seinen Besitz abrunden und dieses Feld unbedingt haben. Die Familie lehnte sein Kaufangebot mehrmals ab: »Wir haben nur dieses Feld und können sonst nicht überleben«, sagte der Vater. Da griff der Landlord zu härteren Methoden. Er bezahlte einige Gangster und wies sie an, die Familie zu vertreiben. So begann das Unwesen. Eines Morgens waren alle gerade mühsam gesetzten Reispflanzen ausgerissen. Die Eltern pflanzten das Feld neu ein. Dann waren die Dämme zerstört, die Pflanzen vertrockneten. Schließlich beschloss der Vater, sein Feld zu bewachen. In der Abenddämmerung hörten Mutter und Tochter in ihrer nahe gelegenen Hütte lautes Schreien. Sie liefen zum Feld und sahen den Vater in erbittertem

Kampf mit drei Männern. Er hatte schon einen der Gangster in die Flucht geschlagen, aber die beiden anderen hieben mit ihren Stöcken unbarmherzig auf ihn ein. Blutüberströmt und wehrlos lag er am Boden. Subamanis Mutter wurde richtig wütend. Sie nahm einen großen Stein und schleuderte ihn auf einen der Gangster. Sie traf ihn am Kopf und sein Schädel wurde zertrümmert. Der dritte Gangster floh. Doch auch für ihren Mann kam jede Hilfe zu spät. Er verblutete auf seinem Feld. Die kleine Subamani hatte alles entsetzt mit angesehen. Dann die himmelschreiende Ungerechtigkeit: Der Landlord verklagte die Frau wegen Mordes, bestach die Polizei, und Subamanis Mutter kam ins Gefängnis, in dem sie nach einigen Wochen starb.

Einer unserer Evangelisten brachte Subamani in das Kinderheim nach Vizag. Sie war durch dieses schlimme Geschehen nun Waise geworden. Sie blieb ein ernstes, zurückhaltendes Kind und lange plagten sie immer wieder schlimme Träume von dem damaligen Geschehen. Sie lernte gut und schloss die Schule hervorragend ab. Dann bat sie darum, eine Ausbildung als Rechtsanwältin machen zu dürfen. »Ich will später den armen Leuten helfen, gerade wo sie ungerecht behandelt werden.« Wir stimmten zu. Paten aus Deutschland, die monatlich 70 Euro geben, ermöglichen uns, begabten Mädchen eine gute Ausbildung zu geben.

Nach dem Ende ihres Studiums fand Subamani eine Anstellung bei der Regierung. Sie hatte sich besonders auf Landrecht spezialisiert. In vielen Streitfragen konnte sie schon den armen Leuten zu ihrem Recht gegen die großen Landlords verhelfen. Ihre ruhige, bestimmte und unbeugsame Art hat ihr großen Respekt verschafft. Seit einem Jahr ist Subamani für ein großes Gebiet im Ostsi-
ler zuständig. Dort haben wir von UCIM/Christliche Mis-

sion Indien viele Gemeinden. In vielen Fällen hat sie sich nun schon eingesetzt und gerade den so benachteiligten Christen zum Recht verholfen. Sie ist wirklich ein Geschenk, eine richtige Perle für unsere Mission.

Das Gift der Schlange

Padal ist der Sohn eines Zauberers. Sein Vater ist sogar ein »Großer Meister«, ein Oberzauberer. Die Familie wohnt in einem Dorf – tief im Dschungel. Von dort aus »regiert« der Oberzauberer ein großes Gebiet. Er hat okkulte Kräfte, kann Menschen verfluchen, aber auch heilen. Er kann hellsehen und Geister befragen. Seine Schutzamulette werden von vielen Dschungelleuten für viel Geld gekauft und getragen. Selbst Hindus aus dem ebenen Land bitten ihn in schwierigen Fällen um Rat und respektieren seine Macht. Padal ist sein einziger Sohn und er soll einmal sein Nachfolger werden.

Doch Padal ist ein eigenwilliger, kritischer junger Mann. Er erkannte durchaus die Zaubermacht seines Vaters, aber: »Was änderst du an den schlimmen Verhältnissen für die armen Leute?«, so fragte er eines Tages seinen Vater. Er war damals gerade 16 Jahre alt. »Die Regierung tut nichts für sie, die Beamten sind korrupt und saugen die Armen aus und die reichen Landlords wirtschaften nur in die eigene Tasche und versklaven ihre Kulis«, so seine durchaus zutreffenden Beobachtungen. Padal schloss sich den Naxalites, kommunistischen Terroristen, an, die von Dschungelverstecken aus die Regierungsbeamten und Landlords mit brutaler Gewalt bekämpften. Padals Vater sah das zwar nicht gern, ließ aber den Sohn gewähren. Padal nahm an mehreren Einsätzen der Terroristen teil und lebte mit ihnen als Gejagter im Untergrund. Er war mutig und wurde nach zwei Jahren Anführer einer kleinen Einheit entschlossener Kämpfer.

Eines Tages wurde Padal von einer Schlange gebissen. Ein Gegengift war nicht vorhanden und seine Genossen brachten Padal zu seinem Vater. Der Oberzauberer versuchte alles, aber er konnte seinem Sohn nicht helfen. Er musste mit ansehen, wie dieser immer schwächer wurde. Im Dorf war an diesem Tag unser Evangelist Diwa Sachaju zu Besuch. Er hörte von dem Unglück und ging zur Hütte des Zauberers. Der wollte zunächst nichts mit ihm zu tun haben, ließ Diwa dann aber gewähren. Diwa hatte während seiner Ausbildung einen medizinischen Grundkurs besucht. Er schnitt tief in Padals Bein, wo ihn die Schlange gebissen hatte, und so konnte das vergiftete Blut teilweise abfließen. »Ich bete zu meinem Gott Jesus. Er kann helfen. Die Vergiftung ist schon sehr weit fortgeschritten«, sagte er zu Padals Vater. Einen ganzen Tag und eine Nacht blieb er bei Padal, legte Kräuter auf die klaffende Wunde und zapfte immer wieder Blut ab. Padal überlebte und er erholte sich langsam. Doch es bestand ständig die Gefahr, dass er im Haus des Vaters von der Polizei gefasst werden könnte. Denn er war ja ein gesuchter Terrorist.

Trotz eigener Gefährdung nahm ihn Diwa Sachaju mit und pflegte ihn ganz gesund. In diesen vier Wochen hörte Padal viel von Jesus. Er öffnete sein Herz und wurde Christ. Das brachte ihn in große Schwierigkeiten: Sein Vater verstieß ihn und wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Seine Terroristen-Genossen bedrohten ihn sogar mit dem Tod. Aber Padal blieb standhaft. Er ließ sich taufen und kam mit Diwa Sachaju in unser Missionszentrum nach Vizag. Dort besucht er seit zwei Jahren die Bibelschule. Im März dieses Jahres wird er die Abschlussprüfung machen. »Ich will in mein Dorf zurückgehen und dort Jesus verkündigen. Er wird mich vor allen Drohungen beschützen. Ich habe so viel Ge-

walt geübt, jetzt will ich die Liebe Gottes weitersagen. Diese Liebe allein kann Menschen wirklich verändern und so auch Verhältnisse neu machen.« Das ist sein Bekenntnis und Zeugnis.

Wo ist Paul?

Paul lebte in einem Dorf – tief im Siler-Dschungel. Damals hieß er noch Padelu. Er war verheiratet und hatte zwei Mädchen. Die kleine Familie schlug sich recht und schlecht durch. Er war ein geschickter Jäger und arbeitete ab und zu bei der Forstbehörde, seine Frau bebaute das kleine Stück Land und versorgte die drei Ziegen. Eines Tages kam ein Regierungsbeamter in ihre ärmliche Hütte. Er wollte Steuern erheben. Paul hatte kein Geld und bat um Aufschub. Doch der Beamte blieb stur. Seine zwei Helfer schlugen Paul und seine Frau zusammen und zogen mit den drei Ziegen ab. Dieses Erlebnis veränderte das Ehepaar. Sie lebten jetzt in großem Hass und schlossen sich den Naxalites an, kommunistischen Terroristen, die vom Dschungel aus mit brutaler Gewalt die Regierung bekämpfen.

Sie arbeiteten nun im Untergrund, ständig gejagt von der Polizei. Ihre beiden Kinder lebten bei der Schwester von Pauls Frau. Beide, Paul und seine Frau Vija, waren mutige, zu allem bereite Kämpfer. Sie nahmen an mehreren Überfällen auf Polizeiposten teil und töteten zwei Landlords. Vija bekam nach zwei Jahren ein Kommando und befehligte einen Trupp von über 40 Terroristen. Selbst Paul unterstand ihrem Befehl.

Wieder war ein Überfall auf eine Polizeistation geplant. Vija führte das Kommando. Aber die Polizisten verteidigten sich überraschend stark. Die Gruppe musste fliehen. Dabei wurde Paul angeschossen – ein Schuss durch den Bauch. Seine Genossen ließen ihn liegen und rannten um ihr eigenes Leben. Paul schleppte sich in ein Bambusgebüsch und die Verfolger übersahen

ihn in der hereinbrechenden Dunkelheit. Die ganze Nacht und den folgenden Morgen lag Paul dort. Er hatte sein Hemd in die Wunde gestopft. Die Blutung hatte aufgehört, aber er wurde immer schwächer. Er hoffte, dass ihn seine Genossen oder wenigstens Vija suchen und retten würden. Aber niemand kam. Er würde wohl sterben, so dachte er.

Am nächsten Tag kam einer unserer Evangelisten auf seinem Fahrrad vorbei. Er hörte das Stöhnen im Gebüsch und fand Paul. Rao, so heißt der Evangelist, ließ sich die Geschichte erzählen und holte Hilfe. Vom nächsten Dorf aus organisierte er einen Ochsenkarren und nahm Paul mit in sein Dorf. Dort versteckte er ihn in der Kirche, wohl wissend, dass er selbst schwer bestraft würde, wenn die Polizei Paul bei ihm finden würde. Aufopfernd pflegten er und seine Frau den Verletzten. Einen Monat lang blieb Paul in diesem Kirchenversteck und langsam kehrten seine Kräfte zurück.

In diesem Monat war er so auch regelmäßiger Gottesdienstteilnehmer, allerdings im Verborgenen. Wenn Gottesdienste, Bibelstunden, Gebetsabende waren, lag er in einem Bretterversteck im Hinterraum der Kirche. Aber er hörte alles mit und die Predigten schmolzen sein hartes, hassendes Herz. In vielen Gesprächen mit Rao wurde sein Glaube immer gewisser und Paul wurde bewusster Christ. Er legte seinen alten Namen Padelu, das heißt »Kämpfer«, ab und erhielt bei der Taufe den Namen Paul.

Als er ganz gesund war, suchte er seine Frau und seine früheren Genossen. Sie waren höchst erstaunt, ihn lebend zu sehen. Aber als er von seinem neuen Leben erzählte, stießen sie ihn aus und drohten ihm mit Gewalt, sogar seine eigene Frau. Wieder musste Paul fliehen, aber er nahm seine zwei Töchter mit und brachte

sie ins Kinderheim nach Vizag: »Sie sollen nicht im Hass und mit der Gewalt aufwachsen, sondern mit der Liebe Jesu«, so bat er Bischof Singh. Er selbst machte auf der Bibelschule eine einjährige Ausbildung. Dann ging er zurück in sein Dschungelgebiet. »Ich will den Menschen von Jesus erzählen. Nicht Gewalt hilft, sondern die Liebe bringt Frieden«, so sagte er beim Abschied. Ihm war durchaus die Gefahr bewusst, die ihm von seinen früheren Genossen drohte.

Seit fünf Monaten haben wir nichts mehr von Paul gehört. Er ist verschollen. Lebt er noch? Wir können für ihn nur beten. Seine beiden Mädchen im Kinderheim tun das jeden Tag.

Die Jesus-Tänzerin

Moni lebte in Chetrakonda, in einem Dorf in Orissa. Dieser Bundesstaat Indiens ist sehr stark vom Hinduismus geprägt und wird auch seit Jahrzehnten von der Hindupartei regiert. Unsere christliche Mission hat dort einige Gemeinden aufgebaut. Die Christen haben es in diesem Gebiet schwer und gehen durch mancherlei Angriffe. In der Nähe von Chetrakonda hat Dekan Amos ein kleines Kinderheim aufgebaut, in dem besonders Kinder vom Bergstamm der Bondas Hilfe finden und eine Ausbildung bekommen.

Moni und ihr Bruder sind beide ausgebildete Tänzer, sie tanzen bei den Hindufesten für die Götter. Wie bei uns Filme Geschichten erzählen, so werden in der indischen Kultur Geschichten durch den Tanz erzählt. Da wird wenig gesungen oder gesprochen, sondern jede Handbewegung, Finger- oder Fußstellung, jede Bewegung des Kopfes und die Mimik stellen die Geschichte dar: Göttergeschichten. Wir können dabei oft wenig erkennen, aber Inder sehen und erleben auf diese Weise ganz plastisch die Götter-Epen.

Moni wohnte bei einem großen Hindutempel. Sie war eine Tempelprostituierte und vollzog »die göttliche Hochzeit« mit vielen Männern, nach hinduistischem Verständnis eine heilige Handlung. Moni war eine geachtete Persönlichkeit.

Zu Ostern hatte Amos mit den Kindern ein Fest vorbereitet und in den Dörfern dazu eingeladen. Auch ein Spiel, nämlich das Leben Jesu, sollte dabei zur Aufführung kommen. Das zog die Menschen an. Es gibt dort in

den einfachen Dörfern kaum Unterhaltung. Fernseher oder Kino sind weithin unbekannt.

Auch Moni war neugierig geworden und kam schon am frühen Morgen des Festtages. Sie beobachtete alle Vorbereitungen. Sie sah, wie sich die Kinder auf ihr Spiel vorbereiteten. Sie schminkten sich als Engel, als Soldaten, als Teufel, als Jesus. Und sie tauchten noch in vielen anderen Gestalten auf. Das war Monis Spezialität. Für ihre Auftritte schminkte sie sich oft mehr als acht Stunden. Bald legte sie ihre Scheu ab und nahm das Schminken in die Hand. Ganz professionell war das nun. Die Kinder und die Mitarbeiter staunten und nahmen ihre Hilfe dankbar an. So strahlend hatten die Engel noch nie ausgesehen; der schwarz geschminkte Teufel flößte einem richtig Angst ein, der Jesus beeindruckte in seiner Schlichtheit und Klarheit. Moni war ganz in ihrem Element.

Am Spätnachmittag war dann die Aufführung: Das Leben Jesu, beginnend mit der Geschichte seiner Geburt. Da kamen die Engel richtig zur Geltung. Die etwa 500 Zuschauer gingen mit. Sehr realistisch die Kreuzigungs-szene: Der Teufel trieb im Hintergrund hohnlachend sein Unwesen. Als Jesus am Kreuz hing und starb, war die Menge tieftraurig. Viele weinten, als dann der Vorhang fiel. Aber das Spiel war nicht aus. Riesiger Beifall der Zuschauer und großer Jubel der Menge brandete auf, als ganz realistisch der Stein vor dem Grab weggerollt wurde und der auferstandene Jesus herauskam. Amos sprach noch einige Sätze und dann gab es für alle Essen. Es war eine sehr gute Evangelisationsversammlung.

Moni hatte die ganze Aufführung mit wachsender Spannung verfolgt. Sie war sehr ergriffen und im Herzen angerührt. Sie wollte mehr von diesem Gott Jesus wis-

sen. Deshalb blieb sie einige Tage im Kinderheim und hörte begierig die biblischen Geschichten. Moni wurde eine überzeugte Christin und ließ sich taufen.

Als sie nach Chetrakonda zurückkehrte, begann für sie eine schwere Zeit. »Ich tanze nicht mehr für die alten Götter. Ich gehöre jetzt dem Gott Jesus«, erklärte sie den Hindupriestern. Deren Wut und Hass auf Moni war unbeschreiblich. Sie bedrohten sie mit dem Tod und räumten ihr eine Woche Bedenkzeit ein. Ihre eigene Familie verstieß Moni. »Du bringst Schande über uns«, schrie ihr Bruder, »wenn es niemand anders tut, werde ich dich eigenhändig töten«, drohte er ihr. Moni floh zurück zu Amos. Der versteckte sie einige Tage und brachte sie dann ins Missionszentrum nach Vizag. Dort fasste sie dann den Entschluss, die Bibelschule zu besuchen und später als Bibelfrau zu arbeiten, das heißt, dass sie besonders Frauen die biblischen Geschichten erzählt.

Seit einem Jahr lernt Moni jetzt in unserer Bibelschule. Sie tanzt auch wieder. Aber nicht für die Hindugötter, sondern für Jesus. Bei vielen Versammlungen in Vizag und Umgebung hat sie schon die Jesusgeschichte in die Herzen »hineingetanzte«. Fünf Mädchen aus dem Kinderheim gehen zu ihr in den Unterricht und erlernen den Tanz für Jesus.

Was ist wirklich Stärke?

Seine Eltern hatten sich eigentlich nie um Moddu gekümmert. Sein Vater war völlig dem Alkohol verfallen und seine Mutter verkaufte ihren Körper. Schon mit fünf Jahren war Moddu im Dorf ein gefürchteter Schläger. Die anderen Kinder gingen ihm aus dem Weg und Moddu wurde immer gewalttätiger. Er wuchs heran und wurde zu einem starken jungen Mann. Sein Körper war sein ganzer Stolz, er war sehr athletisch gebaut, war ausdauernd und besaß eine fast animalische Kraft. Er trainierte täglich. Die Mädchen umschwärmten ihn und die Männer beneideten ihn und gingen ihm aus dem Weg. Moddu arbeitete nichts. Er nahm sich, was er brauchte, und keiner im Dorf wagte es, sich mit ihm anzulegen. Er schloss sich einer Gangsterbande an, die die armen Leute terrorisierte. Bald wurde er der Anführer dieser Bande. Überfälle, Drogen, Vergewaltigungen – das war Moddus ausschweifendes Leben.

Auch Großgrundbesitzer gaben ihnen immer gut bezahlte Aufträge: etwa kleine Landbesitzer zu terrorisieren, damit sie an den Landlord verkauften, oder aufsässige Kulis einzuschüchtern. Selbst Politiker setzten sie für ihre Zwecke ein, besonders in Wahlkampfzeiten, um die Versammlungen des politischen Gegners zu sprengen und den Leuten Angst und Schrecken einzujagen. Die Gangsterbande »arbeitete« für den, der am besten bezahlte.

Wieder einmal zog der Trupp los. Es galt, eine große Versammlung einer Partei zu sprengen. Es kam zu einem erbitterten Kampf; auch der Gegner hatte Verteidiger angeheuert. Moddu wurde schwer verletzt. Eine Pis-

tolenkugel durchschlug seinen Hals und verfehlte nur knapp die Arterie. Er musste fliehen und verbarg sich in einer unbewohnten Hütte. Seine Genossen flohen auch, ließen ihn im Stich und er hatte kaum Überlebenschancen. Eine Bibelfrau hörte sein Stöhnen und erbarmte sich über ihn. Sie nahm ihn mit in ihre Hütte und versteckte ihn im angebauten Ziegenstall. Sie pflegte ihn aufopfernd und Moddu genas langsam.

Es war im März, zwei Wochen vor dem Osterfest. Unsere Gemeinden bereitete sich 40 Tage auf Ostern vor. An jedem Abend findet ein Gottesdienst statt, reihum in den Hütten der Gemeindeglieder und auch in der Kirche. Immer aber wird die Predigt über Lautsprecher in das ganze Dorf übertragen. Moddu lag in seinem Verschlag und hörte Abend für Abend die Jesusgeschichten. Er wurde immer aufmerksamer. Das alles war völlig neu für ihn und ergriff ihn. An drei Abenden sprach der Prediger über die Leiden von Jesus. Er schilderte seine Gefangennahme, das Verhör, die Geißelung und schließlich die Kreuzigung Jesu. »Jesus hat alles für uns gegeben, sogar seinen Leib, sein ganzes Leben, damit wir gerettet werden«, in einfachen Worten lud er seine Hörer zum Glauben ein. »Wer an diesen Jesus glaubt, der wird stark, stark in seiner Liebe, stark in einem neuen Leben«, so schloss er seine Predigt.

Moddu war im Herzen überwunden. Er ging in seinem Verschlag auf die Knie und übergab sein Leben bewusst Jesus. »Mein Leib soll Opfer für dich sein. Ich will dir dienen«, so betete er. Die Bibelfrau, der er alles erzählte, war voller Freude. Sie brachte Moddu mit dem Prediger, dem Evangelisten Jonas, zusammen. Der nahm ihn mit nach Vizag. Bischof Singh ging mit ihm zur Polizei. Moddu war ja ein gesuchter Verbrecher. Er bereinigte seine Vergangenheit. Moddu wurde zu fünf Jahren

Gefängnis verurteilt, doch im Zuge einer Amnestie kam er nach einem Jahr frei.

Heute besucht Moddu unsere Bibelschule in Vizag. Er will selber Evangelist werden. »Ich will alles für meinen Jesus geben«, das ist jetzt sein Bekenntnis.

Die Tochter des Zauberers

Mary lebte mit ihren Eltern in einem Dorf, etwa 40 Kilometer von Vizag entfernt. Sie war die älteste von drei Töchtern. Ihr Vater war ein gefürchteter Zauberer. Die Menschen nannten ihn den »Fluchbringer«. Dafür war er bekannt, er konnte Leute verfluchen, sodass sie krank wurden, einen Unfall hatten oder sogar starben. Man kam zu ihm, wenn man einem Feind Böses wollte. Marys Vater hörte sich dann die Geschichte an. Erst dann entschied er, ob er den »Auftrag« annehmen wollte. Stimmete er zu, musste man eine größere Summe bezahlen, je nachdem, welche Folgen eintreten sollten und wie schwer der Fluch sein sollte. Der Zauberer war nicht billig. Manchmal kam der Gegner auch und zahlte eine größere Summe; dann verdiente der Zauberer doppelt am Hass der Feinde. Hatte er einen Fluchauftrag angenommen, dann zog sich Marys Vater in seine besondere, abseits des Dorfes stehende Hütte zurück. Er bildete eine große Figur aus Lehm; sie stellte den zu Verfluchenden dar. Zehn Tage lang, jeden Abend bis spät in die Nacht, war der Zauberer in seiner Hütte. Er murmelte Beschwörungsformeln, rief die Geister mit singender Stimme an und stieß immer wieder laute Schreie aus. Die Dorfbewohner lauschten verängstigt und niemand wagte sich in die Nähe der Hütte. Am zehnten Tag stach der Zauberer mit einem scharfen Messer der Lehmfigur ins Herz. Jetzt würde der Fluch wirken. Das ist kein Hokus-pokus. Marys Vater verfügte über okkulte, ja dämonische Mächte. Eines allerdings hatte er mehrmals erfahren müssen: Seine Flüche blieben gegenüber Christen wir-

kungslos. Sie standen unter dem Schutz ihres Gottes Jesus, vor dem Marys Vater eine tiefe Furcht hatte.

Mary erlitt das Schicksal, das für viele indische Mädchen normal ist. Mit zwölf Jahren wurde sie mit einem Mann verheiratet, der 20 Jahre älter war als sie. Marys Vater bezahlte dem Ehemann den Brautpreis: In Indien müssen die Eltern der Mädchen dem Bräutigam viel »Doweri« (Aussteuer) bezahlen, bis er ihre Tochter heiratet. In Marys Fall waren das zwei gute Kühe, 20 000 Rupien in bar, ein Motorrad und die Kosten für die große Hochzeitsfeier. Da Mary erst zwölf war, würde die Ehe zwar gültig geschlossen, aber das Mädchen sollte noch zwei Jahre bei ihrer Familie leben und dann mit 14 zu ihrem Mann ziehen. Der Hauptteil des Brautpreises musste gleich bezahlt werden, ein Drittel dann, wenn Mary zu ihrem Mann käme. Ihr Mann, er hieß Dinao, hatte noch einen besonderen Brautpreis gefordert, nämlich das stärkste Schutzamulett, über das der Zauberer verfügte.

Mit 14 Jahren also zog Mary zu ihrem Ehemann. Dort aber wartete auf sie eine böse Zeit. Ihr Mann war mit dem restlichen Drittel ihrer Mitgift nicht zufrieden und verlangte eine erheblich höhere Summe. Seine Forderungen waren maßlos und Marys Vater wies ihn entschieden ab. Seine ganze Wut ließ Marys Mann nun an ihr aus. Er quälte und misshandelte sie. Er schlug sie mehrmals brutal zusammen und ließ sie Schwerstarbeit tun. Mary hielt es nicht mehr aus und floh zu ihren Eltern. Aber ihr Vater half ihr nicht. »Du bringst Schande über uns«, schrie er seine Tochter an, »sei ihm eine gehorsame Frau, dann wird er sich schon beruhigen«, und er schickte sie in ihr Elend zurück. Er konnte ja nicht einmal einen Fluch gegen seinen Schwiegersohn aus-

sprechen, denn das Amulett, das er ihm geschenkt hatte, schützte diesen.

Noch zweimal floh Mary nach Hause, aber jedes Mal wurde sie von ihrem Vater unerbittlich zurückgeschickt. Schließlich drohte ihr Mann: »Wenn dein Vater nicht bezahlt, dann zünde ich dich an!« Wie oft geschieht das auch heute noch in Indien, dass enttäuschte Ehemänner ihre Frauen mit Benzin übergießen und dann anzünden. Das Ganze wird dann als Unfall ausgegeben und die Ehemänner bleiben straffrei.

Mary konnte nicht mehr und sie beschloss, ihrem Leben selber ein Ende zu machen. Sie mischte sich einen Trank mit dem Gift, das zum Töten der Schädlinge auf den Reisfeldern gebraucht wurde. Den trank sie. Als das Gift zu wirken begann, schleppte sie sich mit letzter Kraft auf die Straße. Dort fand sie unser Evangelist Prabu Dasu. Er erfasste sofort die Situation und half. Seine dürftigen medizinischen Kenntnisse reichten aus, um Mary zum Erbrechen zu bringen. Ein Kraut, das am Straßenrand wuchs, erzielte die gewünschte Wirkung.

Dann gab er ihr Unmengen Wasser zu trinken und zwang sie immer wieder zum Erbrechen. Mary überlebte und sie flehte Prabu Dasu an: »Lass mich nicht allein. Zu was soll ich leben, wenn ich wieder zu meinem Mann zurückmuss?« Prabu Dasu nahm sie zunächst mit ins Missionszentrum nach Vizag. Als Bischof Singh die ganze Elendsgeschichte hörte, erlaubte er, dass Mary dableiben durfte.

Sie half zunächst in der Küche mit, dann aber bat sie, weiterlernen zu dürfen. Sie war ja nur bis zur fünften Klasse in einer Schule gewesen. Nun lernte Mary in der Schule, zusammen mit viel jüngeren Mädchen. Sie tat das mit großem Eifer und schloss dann, schon nach drei Jahren, erfolgreich die Schule ab. In diesen Jahren hörte

Mary auch das Evangelium von Jesus Christus. Mit Staunen vernahm sie, dass dieser Jesus gerade für die Ärmsten der Armen eine besondere Liebe hat. Ihr Herz wurde immer offener und sie ließ sich bewusst taufen und wurde Christin. Die Botschaft des Evangeliums der Liebe veränderte sie. Sie hatte lange Zeit ihren Vater und ihren Mann gehasst. Jetzt begann sie den beiden zu vergeben. Sie ließ ihre bittere Vergangenheit durch die Vergabung Jesu Christi hinter sich und wurde frei für ein freudiges Leben.

Mary hatte sogar den Mut, allerdings in Begleitung von Bischof Singh, ihren Vater und ihren Ehemann aufzusuchen. Ihr Vater staunte, als sie ankam. Er hatte sie für tot gehalten. Nach einem langen Gespräch zeigte er auch ein wenig Mitgefühl. »Du musst dein Leben selber leben, ich kann mich nicht mehr einmischen, aber meinen Segen hast du, wenn du bei den Christen bleibst«, so beschied er seiner Tochter. Marys Ehemann geriet in größte Verlegenheit, als sie und Singh in seine Hütte kamen. Er hatte Mary auch für tot gehalten und inzwischen eine andere Frau geheiratet. Er gab Mary frei, bezahlte ihr sogar 5000 Rupien aus ihrer Mitgift und war heilfroh, so aus dieser Geschichte herauszukommen.

Mary besucht heute unsere Bibelschule. Sie will Bibelfrau werden. »Ich will besonders für die Frauen da sein, die ein ähnliches Schicksal wie ich haben«, das ist ihr Vorsatz.

Ich habe zwei Väter

Samba kommt aus einem Dorf aus der Nähe von Vizag. Seit fünf Jahren ist er bei uns im Kinderheim. Wie in so vielen indischen Familien zerstörte auch in seiner Familie der Alkohol den Frieden. Sein Vater ist ein schwerer Trinker. Viele »ertränken« so ihr Elend im Alkohol und geraten in völlige Abhängigkeit. Wenn sein Vater nüchtern war, arbeitete er als Rikschafahrer und beförderte mit seiner Fahrradrickscha, dem Hauptverkehrsmittel in Indien, Güter und Menschen. Seinen Verdienst aber vertrank er und der Familie blieb nichts. Die Mutter arbeitete als Putzfrau und musste jeden Tag zwanzig Kilometer bis in die Stadt fahren. Sie ging frühmorgens aus dem Haus und kam erst abends wieder. Damals war nur ihre Tochter auf der Welt. Diese blieb weitgehend sich selbst überlassen. Eine mitleidige Nachbarin schaute ab und zu nach ihr. Sie holte sie auch zu sich, wenn der Vater betrunken in der Hütte randalierte. Oft aber bekam das Mädchen schlimme Hiebe von dem gewalttätigen Vater.

Eines Tages wurde die Mutter wieder schwanger. Sambas Vater war außer sich vor Zorn: »Das Kind ist sicher nicht von mir«, beschuldigte er seine Frau, »wer weiß, was du da in der Stadt alles treibst!« Da sprach sein verletzter Stolz. Er selbst konnte die Familie nicht ernähren, und dass seine Frau zu fremden Leuten in die Häuser ging, hatte ihn schon immer wütend gemacht. Er schlug auf Frau und Tochter ein und warf sie beide aus der Hütte. Die mitleidige Nachbarin nahm die beiden auf.

Samba wurde geboren, aber seine Mutter starb bei der Geburt. Der Vater wollte von den Kindern nichts

mehr wissen, verließ das Dorf und zog in den Slum von Vizag. Die beiden Kinder blieben bei der Nachbarin. Das Mädchen, schon sechs Jahre alt, half nach Kräften mit und versorgte ihren kleinen Bruder. Doch der war nur ein unnützer Esser. Einer unserer Evangelisten brachte Samba in das Kinderheim nach Vizag. Singh erfuhr so seine Geschichte und Samba durfte dableiben. Ein Mitarbeiter erzählte einem anderen, dass Samba von seinem Vater nicht anerkannt worden sei. Ein Kind schnappte das auf, und unbarmherzig, wie Kinder sein können, verspotteten sie Samba immer wieder: »Du hast nicht einmal einen Vater«, für Inder ein schlimmer Angriff. Doch Samba war tapfer: »Ich habe einen Vater, Singh ist mein Vater«, doch innerlich nagte dieser Spott an ihm.

Die Mitarbeiter hatten Sambas Vater im Slum von Vizag gefunden. Er war immer noch ein schwerer Trinker und arbeitete ab und zu als Rikschafahrer. Er weigerte sich aber entschieden und zornig, sich Sambas anzunehmen. »Er ist ein Bastard. Ich will nichts mit ihm zu tun haben«, fertigte er die Bittenden ab.

Eines Tages verunglückte er schwer. Ein Taxi fuhr ihn an und er kam ins Krankenhaus. Die Ärzte hatten wenig Hoffnung für sein Leben. Der Blutverlust war zu hoch. Blutspenden sind sehr teuer und Sambas Vater hatte kein Geld. Er würde wohl sterben. Wieder erfuhren wir von dieser Situation und ein Mitarbeiter ging mit Samba in das Krankenhaus. Samba erklärte sich bereit, Blut zu spenden. Das rettete den Vater vom sicheren Tod. Der Vater war tief betroffen: »Was hast du für mich getan? Ich habe dich so schlimm behandelt. Du bist mein Sohn.« Samba gehörte nun zu einem Vater. »Ich habe sogar zwei Väter«, sagte er stolz zu seinen Kameraden, »Singh und meinen richtigen Vater.«

Sambas Vater veränderte sich. Er kam immer wieder ins Missionszentrum, wurde Christ und ließ sich taufen. Inzwischen ist Samba mit der Schule fertig und macht eine Lehre in einer unserer Werkstätten. Er will Auto-mechaniker werden.

Vom Gott-Kind zum Gottes-Kind

Gamesh kam vor vielen Jahren zu uns ins Kinderheim nach Vizag. Sein Name ist ein Göttername. Gamesh ist für die einfachen Inder der wohl beliebteste Gott in der Hindu religion. Er wird als sehr beliebt dargestellt und ist der Wunsch- und Segensgott. Er verleiht nach dem Hindu glauben Wohlstand, Gelingen, Fruchtbarkeit und Gesundheit. Zu ihm kann man in allen Notlagen beten. Sein Vater hatte Gamesh – unserem Kinderheimkind – bewusst diesen Götternamen gegeben und erhoffte sich damit die Gunst dieses Glücksgottes.

Gamesh lebte mit seinen Eltern in einem Dorf am Godaverifluss. Die Eltern waren zwar arm, aber sehr fleißige Leute, und die Familie hatte ihr Auskommen. Eines Tages kam ein christlicher Evangelist ins Dorf und predigte vom Gott Jesus. Die Mutter Gameshs hörte sehr aufmerksam zu und wurde im Innersten berührt. Sie sprach mit dem Evangelisten, fragte sehr ausführlich und beschloss dann, in Zukunft dem Gott Jesus zu vertrauen. Sie wollte Christin werden. Es waren noch einige Frauen und zwei Männer, die den gleichen Wunsch hatten. Unser Evangelist Apao sammelte die Gruppe und kam zweimal in der Woche zum Taufunterricht ins Dorf. Gameshs Mutter lernte begierig Jesus kennen. Das veränderte auch ihr gesamtes Leben. Zuerst legte sie alle Amulette ab, auf die sie bisher vertraut hatte. Auch bei ihrem Sohn Gamesh tat sie alle Schutz- und Zauberzeichen fort. Sie trug jetzt auch nicht mehr den Dälāk, den roten Stirnpunkt, den jede Hindu frau als Bekenntnis ihres Hinduglaubens hat. An einem Osterfest ließ sie sich von Apao im Fluss taufen.

Ihr Mann ließ sie zunächst gewähren. Doch als sie den Däläk wegtat, kam es zum großen Streit. »Jetzt kann man dich nicht mehr von einer Hure unterscheiden«, schrie er sie an. Nur ehrbare Frauen dürfen nämlich das Däläk tragen; Prostituierten, Aussätzigen, Witwen und Kastenlosen ist das untersagt. »Du bringst uns in Schande. Wir brauchen keinen neuen Gott. Gamesh genügt uns!« Er wurde immer wütender und schließlich verprügelte er seine Frau. Sie blieb besinnungslos und blutend in einer Ecke der Hütte liegen. Gamesh, damals fünf Jahre alt, sah das alles. Von Angst geschüttelt, kauerte er hinter dem Bett. Der Vater hatte immer öfter solche Wutausbrüche, und nach der Taufe schlug er seine Frau zum zweiten Mal besinnungslos. Gameshs Mutter verteidigte sich nicht, sie schwieg und ertrug die Schläge ihres Mannes. Der wandte sich ganz von ihr ab und demütigte sie tief: Er nahm sich noch eine zweite Frau. Mit ihr zog der Terror in die Hütte ein. Sie führte das Regiment, erniedrigte Gameshs Mutter mit allen Schikanen und behandelte auch Gamesh selber mit großem Hass. Der Vater drohte: »Ich bringe dich um samt deinem Balg.« Schließlich setzte er Frau und Sohn einfach auf die Straße. Er ließ sich scheiden. Gameshs Mutter suchte bei dem Evangelisten Apao Rat. Er ließ sie in dem Anbau der kleinen Kirche wohnen und brachte Gamesh in unser Kinderheim.

Gameshs Mutter arbeitete nun in der kleinen christlichen Gemeinde als Bibelfrau. Sie hielt die Kirche in Ordnung und bei vielen Hausbesuchen half sie, wo sie konnte. In kleinen Hausversammlungen erzählte sie den Frauen von Jesus und einige wurden Christinnen. Gamesh besuchte unsere Schule. Mit zwölf Jahren bat er selber darum, getauft zu werden und wurde bewusst Christ. Er legte seinen alten Namen ab und heißt nun

Daniel. In den Ferien besuchte er seine Mutter und half ihr. Beide mussten sich ständig vorsehen, denn sein Vater verfolgte sie, wo er nur konnte. Einmal, Gamesh war gerade wieder in den Ferien zu Besuch bei seiner Mutter, zündete er in der Nacht ihre Hütte neben der Kirche an. Die Mutter entdeckte das Feuer rechtzeitig und konnte das Schlimmste verhindern.

Gamesh, jetzt Daniel, hatte die Schule mit Erfolg abgeschlossen und bat darum, in die Bibelschule aufgenommen zu werden. »Ich will ganz für Jesus leben, so wie meine Mutter«, sagte er. In seinem ersten Jahr in der Bibelschule kam die Nachricht, dass seine Mutter verstorben sei. Die Umstände ihres Todes ließen sich nie aufklären. Sie war eines Morgens tot, im Fluss treibend, gefunden worden. Hatte sie jemand hineingestoßen?

Daniel machte seine Ausbildung fertig. Dann ging er als Evangelist in sein Heimatdorf zurück und betreute die Gemeinde dort. Bei einem Gottesdienst entdeckte er das Gesicht seines Vaters an einem der Fenster. Plante er wieder Böses? Aber er hörte nur zu. Immer öfter kam er zu Gottesdiensten, traute sich sogar in die Kirche herein. Schließlich kam es zur Aussprache zwischen Vater und Sohn. Er bekannte: »Ich habe dich und deine Mutter schlimm behandelt. Jetzt habe ich dich lange beobachtet. Du bist ein guter Mensch. Hat dich dein Gott Jesus so gemacht?« Daniel konnte seinem Vater klar das Evangelium bezeugen. Sein Vater wurde Christ, die größte Freude für Daniel. Einmal sagte sein Vater zu ihm: »Ich habe dich dem Gott Gamesh geweiht, aber du bist jetzt ein Gotteskind, ein Jesuskind.«

Die heilige Schnur oder Taufe?

Balaji besucht seit einem Jahr die Bibelschule im Missionszentrum in Vizag. Er ist ein sehr gebildeter, kultivierter und höflicher junger Mann. Er kommt aus der höchsten Kaste Indiens, der Brahmanen-Kaste. Die indische Gesellschaft ist in viele tausend Kasten eingeteilt. Nach dem Hinduglauben sind das die Stufen der Re-Inkarnation, der Wiedergeburten in einem nächsten Leben in dieser Welt. Je nachdem, wie ich gelebt habe, werde ich im nächsten Leben auf einer höheren oder einer niedrigeren Stufe – eben in den Kasten – wiedergeboren. Die Brahmanen sind die höchste, die Priesterkaste. Nur sie kennen die ganze Hindulehre, können die Riten vollziehen, die den Segen der Götter bringen; und ohne sie ist die Verbindung zu den Göttern nicht möglich.

Balaji, der einzige Sohn, lebte mit seinen Eltern in einem Dorf in der fruchtbaren Flussebene des Godaveri. Seine Mutter und sein Vater waren angesehene Hindu-priester und hatten großen Einfluss im Dorf. Der kleinen Christusgemeinde, die es im Dorf gab, begegneten sie mit großer Verachtung. »Halte dich von den Christen fern«, so schärfen sie ihrem Sohn ein, »die verehren einen primitiven Gott, einen Gott, der sogar sterblich ist und sich besonders mit kastenlosen Menschen abgegeben hat, einen unreinen und menschlichen Gott.« Das zeigte, dass sie schon einiges vom Evangelium begriffen hatten.

Balaji wurde krank, sehr krank. Er bekam Typhus. Keiner konnte ihm helfen. Die Götteranrufungen seiner Eltern, ihr ganzes medizinisches Wissen und alle rituellen Waschungen nützten nichts. Er würde wohl sterben. Be-

reits besinnungslos lag er auf der Veranda vor dem Haus. Das ganze Dorf bangte mit. Ein Mädchen, das die Tageschule der christlichen Gemeinde am Ort besuchte, sagte ganz kindlich zu den verstörten Eltern: »Unser Pastor hat uns von dem Gott Jesus viel erzählt, auch wie er kranke Menschen heilt. Soll ich den Pastor holen?« In ihrer Hilflosigkeit stimmten die Eltern zu. Ramun kam. Er kniete bei dem Sterbenden nieder und rief Jesus um Hilfe an. Und Jesus griff mit einem Wunder ein. Das Fieber schwand, und am Abend dieses Tages stand Balaji gesund auf. Seine Eltern bedankten sich zwar bei Pastor Ramun, aber sie wollten keine weiteren Verbindungen mit den Christen. Balaji ging einige Tage später zu Pastor Ramun. Er wollte mehr von diesem Jesus wissen, der ihm so geholfen hatte. So hörte er das Evangelium. Er kam immer wieder, heimlich, denn seine Eltern durften auf keinen Fall davon erfahren. »Dieser Jesus mag Kraft haben. Aber er ist ein unreiner Gott. Unsere Götter sind stärker«, so sagten sie zu ihm. Doch das Evangelium veränderte Balajis Leben und Denken. Er fing an, an Jesus zu glauben. Ja, er sagte sogar zu Pastor Ramun: »Ich will auch Pastor werden.«

Seine Eltern waren zutiefst entsetzt, als er ihnen seinen Entschluss mitteilte. Sie flehten ihn an, das nicht zu tun. »Du trägst die Schnur der reinen Brahmanen. Du kannst nicht einem fremden, niederen Gott dienen«, sagte sein Vater. Die Schnur, über der Schulter und rechten Körperseite getragen, ist das Zeichen der Brahmanen, des geweihten Priesters. »Wenn du die Schnur ablegst, bringen wir uns beide um. Dann nehmen wir Gift«, seine Eltern meinten es ernst. Das wusste Balaji.

Er befand sich in einem tiefen Konflikt: Wenn er sich taufen ließe, würden seine Eltern sich vergiften. Und das wollte er auf keinen Fall. Balaji betete viele Wochen lang.

Und wieder griff Jesus ein. Die Eltern mussten in der Stadt einiges erledigen und fuhren nach Vizag. Dort fand zu der Zeit eine große Evangelisation der Christen statt. Über 50 000 Menschen waren versammelt. Die beiden Brahmanen blieben, neugierig geworden, am Rand der Menschenmenge stehen und hörten der Predigt zu. Der Evangelist redete ganz einfach über den Tod Jesu am Kreuz und was dieser für uns Menschen bedeutete. So klar hatten die beiden das Evangelium noch nie gehört, und »es ging ihnen durchs Herz«. Sie waren überwunden und wollten auch Christen werden. Noch zwei Tage blieben sie in Vizag, hörten allen Predigten zu und sprachen lange mit dem Evangelisten. Das Gespräch endete so, dass beide die Brahmanenschnur ablegten und ihr Leben Jesus Christus anvertrauten.

Balaji war überwältigt vor Freude, als seine Eltern zurückkamen und ihm alles erzählten. Sie nahmen alle drei Taufunterricht bei Pastor Ramun und ließen sich taufen. Balaji konnte die Brahmanenschnur ablegen.

Tödliches wird nicht schaden

Einmal in jedem Monat versammeln sich die Bewohner des Dorfes Podoguru bei einem mächtigen Baum, der am Rand des Dorfes steht. Dieser Baum ist ihr Gott. Sie beten ihn an und bringen ihm Opfer. Podoguru liegt tief im Siler-Dschungel und die Menschen dort gehören zum Affenstamm. Der Baumgottesdienst endet mit einem großen gemeinsamen Festessen. In Podoguru gibt es auch eine kleine christliche Gemeinde, die Pastor Abraham leitet. Sie beteiligen sich nicht an dieser Baumanbetung und sind deshalb aus der Dorfgemeinschaft weitgehend ausgeschlossen.

Für Danus ist dieses monatliche Fest immer ein Höhepunkt. Seine Eltern leiten diese Zeremonie. Sein Vater ist der Priester und seine Mutter die Medizinfrau des Dorfes. Beide genießen im ganzen Affenstamm hohes Ansehen. Wieder einmal war »Baumtag«. Gegen Abend, nach der Anbetung, wurde das Essen ausgeteilt: Reis und Gemüse mit scharfer Soße. Alles war in großen Kesseln auf dem offenen Feuer gekocht worden. Danus war hungrig und aß als Erster. Doch schon nach wenigen Bissen wurde ihm schlecht und er wand sich in Krämpfen auf dem Boden. Alle waren erschrocken und hörten auf zu essen. Noch einigen Menschen wurde es übel, aber Danus hatte es am schlimmsten erwischt. Die Menschen liefen in Panik weg. Das Essen war offensichtlich vergiftet. Ja, es war vergiftet und der Vater von Danus fand auch die Ursache: Ein Gecko war in den kochenden Topf gefallen und hatte sein Gift abgegeben. Geckos sind eine Eidechsenart, possierliche Tierchen, die wohl gelitten sind, denn sie fressen viele lästige Stechmücken. Sie

sind harmlos, aber wenn sie in eine bedrohliche Lage kommen, wie hier in einen kochenden Topf zu fallen, geben sie ein starkes Gift ab.

Niemand konnte Danus helfen. Da kam Pastor Abraham vorbei und hörte von dem Unglück. Er nahm Danus, den alle anderen schon aufgegeben hatten, mit. Er trug ihn in die Kirche und rief einige Gemeindeälteste. Viele Stunden beteten sie für Danus und Jesus heilte ihn. Vier Tage blieb Danus bei den Christen. Abraham päppelte ihn wieder auf und erzählte ihm auch von Jesus. So kam Danus zum Glauben an Jesus Christus.

Danus kehrte zu seinen Eltern zurück und erzählte ihnen, was an ihm geschehen war. Die Eltern staunten und waren für die Rettung ihres Sohnes dankbar, aber sie beschworen ihn: »Geh nicht zu den Christen. Sie sind gefährliche Leute, denn sie glauben nicht an unseren Baumgott. Sie glauben an diesen ausländischen Gott Jesus. Den brauchen wir nicht.« Doch Danus blieb bei seinem Entschluss. Die Eltern wurden immer zorniger. Schließlich griffen sie zu Gewalt. Sie fesselten Danus an Händen und Füßen und zwangen ihn, scharfe rote Chilis zu essen. Es brannte in Mund und Magen wie Feuer und Danus litt große Qualen. »Sage dich von den Christen los«, forderten seine Eltern. Aber Danus blieb standhaft. Dann beschlossen die eigenen Eltern sogar seinen Tod. »Lieber einen toten Sohn als einen Christensohn«, schrie sein Vater in seiner großen Wut. Er sah seine Stellung und die seiner Frau im Dorf gefährdet, wenn ihr Sohn bei den Christen wäre. Sie mischten einen Gifttrank und flößten ihn dem wehrlosen Sohn ein. Aber es geschah nichts. Danus keuchte zwar und wurde geschüttelt, aber es geschah nichts. Auch ein zweiter Versuch misslang. Da bekamen die Eltern abergläubische Furcht. »Hat der Gott Jesus doch Kraft?«, murmelte der Vater. Sie banden

Danus los und jagten ihn aus ihrer Hütte. »Wir wollen dich nie wiedersehen!«, riefen sie ihm nach. Ihr Herz war verhärtet und gefangen in der Zauberei.

Danus ging zu Pastor Abraham. Der umsorgte ihn und brachte ihn dann zu unserem Missionszentrum nach Vizag. Seit Sommer 2003 besucht Danus unsere Bibelschule. Er will Pastor werden und in seinem Stamm, dem Affenstamm, das Evangelium verkünden. »Jesus hat mich zweimal vom Tod errettet. Ihm will ich mein ganzes Leben lang dienen«, so bekennt er.

Ein Schmetterling kommt zur Ruhe

Chunchu, der Name bedeutet Schmetterling, besucht seit diesem Jahr unsere Bibelschule in Vizag. Sie will Bibelfrau werden und das Evangelium vom Befreier Jesus besonders zu den jungen Frauen bringen. Sie hat es am eigenen Leib erlebt, wie oft Mädchen in der indischen Gesellschaft missbraucht werden, rechtlos sind und leiden.

Chunchu lebte in einer großen Familie in einem kleinen indischen Dorf im West-Godaveri-Distrikt. Sie war die Älteste von sieben Geschwistern – fünf Brüdern und einer Schwester. Der Vater war Kuli, rechtloser Arbeiter bei einem Großgrundbesitzer. Er war im Lauf der Jahre bitter geworden und hatte Zuflucht im Alkohol gesucht. Er trank sehr viel und dabei ging fast der ganze Lohn drauf. Nur notdürftig konnte die Mutter mit Gelegenheitsarbeiten die Familie über Wasser halten. Als Chunchu 13 war, sollte sie verheiratet werden. Die Eheverhandlungen zogen sich über mehrere Wochen hin. Die Familie des vorgesehenen Bräutigams – Chunchu hatte ihn nie gesehen – verlangte eine hohe Mitgift. In Indien müssen die Eltern des Mädchens bezahlen, eben die Mitgift, Doweri genannt. Schließlich einigte man sich auf 40 000 Rupien, für Chunchus Vater eine wohl unerschwingliche Summe. Er sollte sie im Lauf eines Jahres in drei Raten bezahlen. Die Hochzeit wurde gefeiert und eine Anzahlung von 10 000 Rupien geleistet.

Chunchu zog in die Hütte der Familie ihres Mannes ein, ebenfalls eine Kulifamilie, die aber ein eigenes Stück Land besaß. Chunchu war gerade 14 Jahre alt geworden.

Die ersten Wochen wurde sie freundlich aufgenommen. Ihr Mann war ziemlich anständig zu ihr und beide suchten einander näher zu kommen. Dann aber war die nächste Rate der Doweri fällig. Aber Chunchus Vater hatte nicht genügend Geld. Gerade mal 2000 Rupien konnte er geben. Sein Schwiegersohn geriet in Zorn. »Entweder du bezahlst, oder deiner Tochter geht es schlecht«, so drohte er. Woher sollte der Vater das Geld nehmen? Die Familie befand sich ja schon am Rande des Ruins. Die ganze Wut und Enttäuschung bekam nun Chunchu zu spüren. Ihr Mann schlug sie immer öfter, manchmal bis zur Bewusstlosigkeit. Er schenkte ihr kein gutes Wort mehr. Mit der Ochsenpeitsche schlug er sie blutig. Ihr Schwiegervater nützte die Situation aus. »Ich helfe dir«, tröstete er die weinende Frau. Er wollte nichts anderes, als sie zu seiner heimlichen Geliebten machen. Dafür versprach er ihr, sie vor ihrem Mann zu schützen. Seine Annäherungsversuche waren eindeutig.

Chunchu floh zu ihren Eltern. Die aber schickten sie zurück: »Du kannst hier nicht bleiben. Du gehörst nicht mehr zu uns«, die eigene Mutter wies ihr die Tür. Chunchu musste zurückkehren und ihr Martyrium wurde nur noch schlimmer. Jetzt war sie dem Hass ihres Mannes und ihres Schwiegervaters ausgeliefert. Beide hielten sich noch zurück. Als aber Chunchus Vater nach Ablauf des ersten Jahres erklärte, er könne nichts mehr bezahlen, da war Chunchus Schicksal besiegelt. Ihr Mann und ihr Schwiegervater beschlossen, sie zu töten. Dann könnte ihr Mann wieder heiraten und eine neue Doweri einstreichen. Es würde wie ein Unfall aussehen, wie wenn Chunchu ins offene Küchenfeuer gefallen wäre. In Wahrheit aber würde sie mit Benzin übergossen werden und so elend sterben.

Chunchu hörte die heimlichen Beratungen der beiden Männer mit und floh in einer Nacht. Heim konnte sie nicht, das wusste sie. Aber sie hatte eine Tante in Vizag, die dort als Näherin arbeitete. Zu der floh sie. Die Tante nahm sie widerwillig auf: »Du kannst hier für eine Woche bleiben, aber dann musst du wieder zurück. Du bringst sonst Schande über unsere ganze Familie«, so sagte sie dem verzweifelten Mädchen. »Gewinne die Zuneigung deines Mannes, dann wird schon alles gut werden«, das war ihr oberflächlicher Rat. Chunchu beschloss, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen. Erst tot würde sie wirklich Ruhe finden, so dachte sie verzweifelt. Sie kaufte sich ein schnell wirkendes Gift. Als ihre Tante am nächsten Morgen früh zur Arbeit ging, wollte sie ihren Plan ausführen. Die Tante hatte ihr den Fernseher – den einzigen Luxus, den sie besaß – angeschaltet und gesagt: »Kind, entspanne dich. Schau dir die Filme an, so kommst du auf andere Gedanken!«

Der Fernseher lief, Chunchu öffnete das Giftfläschchen. Mitten in der Bewegung hielt sie inne, eine Stimme sagte: »Ich will dich trösten, wie einen eine Mutter tröstet«, sie schaute zum Bildschirm. Bischof Singh predigte da. Seit einiger Zeit haben wir jede Woche eine halbstündige evangelistische Sendung im Fernsehen. Unter der neuen Regierung ist das möglich geworden. Chunchu war gepackt. Sie hörte gebannt zu, wie Singh über die suchende Liebe Jesu Christi predigte und wie Menschen, die ihm vertrauen, bei ihm Ruhe und Geborgenheit finden. Am Schluss wurden die Telefonnummer und die Adressen unseres Missionszentrums eingeblendet.

Chunchu sah, dass das in Vizag war, und sie machte sich sofort auf den Weg. Die etwa zehn Kilometer ging sie zu Fuß und gelangte erschöpft nach Paradesipalem

zum Missionszentrum. Demütig saß sie in einer Ecke des Platzes, bis sie ein Bibelschüler ansprach. »Ich muss mit dem Prediger aus dem Fernsehen sprechen. Er lebt doch hier«, bat sie. So erfuhr Singh Chunchus Geschichte und er half ihr. Sie durfte dableiben und half in der Küche mit. Sie besuchte alle Gottesdienste und Versammlungen und lernte Jesus immer besser kennen. Nach einem halben Jahr ließ sie sich taufen und begann ein bewusstes Leben als Christin. Noch einige Wochen später hatte sie ein Gespräch mit Singh und bat um Aufnahme in die Bibelschule. »Ich möchte von der Liebe Jesu weitererzählen, besonders den jungen Frauen, die in derselben Situation leiden wie ich«, das war ihr Entschluss.

Sie hat keine abgeschlossene Schulausbildung und kann so kein Abschlussdiplom erwerben. Das ist ihr aber auch nicht wichtig. Sie will ganz für Jesus dasein. »Bei ihm bin ich geborgen«, bekennt sie. Der Schmetterling ist zur Ruhe in Jesus gekommen.

Ein Feld wird bepflanzt

Mali, sein Name bedeutet Gärtner, lebte in Goranda, einem Dorf droben im Siler-Dschungel. Sein Vater war der Zauberer des Dorfes und ein geachteter, aber auch gefürchteter Mann. Er kannte viele geheime Riten und verfügte über dämonische Kräfte. Er konnte mit seinen Flüchen und Zaubersprüchen Menschen schaden, ihnen aber auch in vielerlei Nöten helfen, je nachdem, was verlangt wurde und wie viel der Hilfesuchende bezahlte. Er hatte seinen Sohn als seinen Nachfolger ausersehen und wollte ihn in alle Geheimnisse einweihen. Mali aber weigerte sich. Er war 18 geworden und der Vater wollte ihn beim nächsten großen Geisterfest als seinen Helfer vorstellen. »Ich glaube nicht an deine Geister. Ich glaube an einen anderen Gott, an den Gott Jesus!«, erklärte er seinem zornigen Vater.

Mali war in einem Nachbardorf gewesen. Dort hatte Pastor Amos eine kleine christliche Gemeinde gesammelt und Mali hatte aus Neugier bei einem Gottesdienst zugehört. Und das hatte ihn fasziniert. Pastor Amos predigte von Jesus, der Menschen bedingungslos liebt und will, dass ihr Leben glückt. Allzu oft hatte Mali miterlebt, wie die Flüche seines Vaters Menschen ins Unglück stürzten. Die Macht seines Vaters war auf Angst und Schrecken aufgebaut. Nun hörte er von der Macht der helfenden Liebe von Jesus Christus. Immer war er gekommen und hatte schließlich beschlossen, auch diesem Gott Jesus zu vertrauen. Jetzt legte er zum ersten Mal ein klares Bekenntnis ab.

Sein Vater war außer sich vor Enttäuschung und Zorn: »Du verrätst alles, was uns heilig ist«, schrie er seinen

Sohn an, »der Zorn der Geister wird dich treffen, ja unser ganzes Dorf!« Aber Mali blieb fest. »Ich vertraue Jesus«, wiederholte er. »Er hat mein Leben verändert, ich habe keine Angst mehr.«

Der Zauberer griff zur Gewalt, um seinen Sohn zur Abkehr zu bewegen. Er fesselte Mali an einen Baum am Rande des Dorfes. Am Fuß des Baumes war ein großer Termitenbau der besonders aggressiven schwarzen Termiten. Sie fressen alles, was ihnen in die Quere kommt. Mali wehrte sich nicht. Die Leute des Dorfes sahen ängstlich zu. Man hatte Mali nackt ausgezogen und wehrlos war er den Termiten ausgeliefert. Aber Seltsames geschah: Zwar liefen unzählige Termiten über Malis Körper, aber sie bissen nur wenig. Sie schienen wie gehemmt. Der Zauberer war blind vor Wut. Er nahm einen Eimer Wasser, löste in ihm Zucker auf und übergoss seinen Sohn mit der Zuckerbrühe. Jetzt wurden die Termiten eifriger, angriffslustiger. Malis Körper wurde von den vielen Bissen rot und schwellte an. Termiten verspritzten einen Reizstoff bei ihren Bissen und überall brannte und juckte Malis Körper. Würden die Termiten wirklich anfangen, auch sein Fleisch zu fressen? Es war schon vorgekommen, dass sie einen Menschen angefressen hatten. Schaudernd, aus sicherer Entfernung, schauten die Dorfbewohner zu.

Mali begann zu singen. Er sang die Jesuslieder, die er in der Gemeinde gehört und gelernt hatte. Zwar waren seine Qualen sicher sehr groß, aber auch nach wiederholtem Fragen seines Vaters blieb er dabei: »Ich vertraue Jesus!« Zwei Tage blieb er an dem Baum gefesselt. Sein Stöhnen, sein Singen und sein Beten waren im ganzen Dorf zu hören. Hatte je ein Mensch solch eine Tortur überlebt? Auch die Flüche, die sein Vater immer wieder auf ihn schleuderte, zeigten keinerlei Wirkung. Schließ-

lich band ihn der Zauberer in abergläubischer Furcht los. »Geh weg von hier! Wir haben Furcht vor deinem Gott Jesus, der dich beschützt hat. Wir aber bleiben bei unseren Geistern«, gestand sein Vater sein Scheitern ein und sagte sich ein für alle Mal von seinem Sohn los.

Mali ging zu Pastor Amos und erzählte ihm, was geschehen war. Der nahm ihn mit in unser Missionszentrum nach Vizag, und Mali beschloss die Bibelschule zu besuchen und selber ein Zeuge für die Liebe von Jesus Christus zu werden.

Seine Bibelschulzeit ging zu Ende. Drei Jahre lang hatte er fleißig gelernt. Wo sollte er nun seinen Dienst tun? In der Gebetsversammlung an einem Freitagabend hatte Mali eine Vision: Er sah ganz klar sein eigenes Dorf vor sich und vernahm eine innere Stimme: »Das ist dein Feld, da sollst du pflanzen!« Mali berichtete das Bischof Singh. Der mahnte ihn: »Du begibst dich in große Gefahr!« Aber Mali sagte nur: »Dort will mich Jesus haben, ich will für ihn Gärtner sein.«

Mali kam nach Goranda. Sein Vater hatte nach seiner Niederlage damals viel von seiner Macht eingebüßt und konnte ihm nicht mehr groß schaden. Seine erste Predigt hielt Mali an dem Termitenbaum. Viele Dorfbewohner hörten ihm zu. Ihnen war das Geschehen von vor drei Jahren noch tief eingebrannt. Menschen bekehrten sich. Sie fingen an, Jesus zu vertrauen. Nach einem halben Jahr konnte Mali neben seinem Marterbaum eine einfache Lehmkirche bauen. Heute versammelt sich dort in Goranda eine wachsende christliche Gemeinde. Mali betet geduldig dafür, dass auch sein Vater, der alte Zauberer, zu Jesus findet.

Fluch wandelt sich in Segen

Sodri lebte in einem Dorf am Fuß der Ghats, der Küstenberge, etwa 60 Kilometer nördlich von Vizag. Er hatte sich fleißig emporgearbeitet. Er war Beamter der Regierung und in seinem Gebiet zuständig für die Instandhaltung der Straßen. Sodri ist verheiratet mit Diwa. Seine Frau war eine Zauberin und im ganzen Dorf geachtet und gefürchtet. Sie verfügte über die Kraft der Geister und viele Menschen suchten bei ihr Rat und Hilfe. Ihr Zauberwissen hatte sie von ihrem Vater gelernt, der sie in alle Geheimnisse eingeweiht hatte. Er war inzwischen alt und schwach geworden, übte seine Zauberei aber immer noch aus. Sodri lebte in Frieden mit seiner Frau. Er mischte sich in ihr Tun nicht ein und ließ sie gewähren. Er glaubte ja auch an die Macht der Geister und eine gewisse Furcht vor seiner Frau war in ihrer Ehe immer da.

Wieder war Sodri unterwegs, um einen Trupp Arbeiter zu beaufsichtigen, die ein Stück Straße ausbesserten. Als er zur Baustelle kam, sah er, dass die Arbeiter zusammen standen und nicht arbeiteten. Als er aufgebracht näher kam, erkannte er auch den Grund: Sie hörten einer Gruppe von jungen Leuten zu, die Lieder sangen und sprachen. Neugierig geworden, hielt sich Sodri zurück und hörte zu. Es waren einige unserer Bibelschüler aus Vizag, die mit Pastor Rao zusammen Straßenevangelisation hielten. Ein Satz der Predigt traf Sodri besonders. »Jesus ist der allmächtige Gott, aber er setzt seine ganze Macht für uns ein, nicht gegen uns«, sagte Pastor Rao. Sodri kam ins Grübeln. »Vor den Geistern muss man sich immer schützen, ihnen Opfer bringen, damit sie nicht schaden«, dachte er. Oft hatte er die Beschwö-

rungsriten seiner Frau gehört, wie sie die Geister um Verschonung bat. Nachher sprach er lange mit Pastor Rao und erfuhr, in welchem Dorf er seinen Dienst tat. Sodri war von dem Evangelium erfasst. Sooft es ging, besuchte er Pastor Rao und schließlich entschied er sich, Christ zu werden und sich taufen zu lassen.

Diwa war entsetzt, als er ihr seinen Entschluss mitteilte. Sie beschwor ihn: »Du setzt alles aufs Spiel, was wir sind und haben!« Sodri wusste das. Wenn er sich taufen ließe, würde man ihn entlassen und er verlöre sein sicheres Auskommen als Beamter. Die Behörden duldeten keine Christen in wichtigen Ämtern. Aber Sodri ließ sich taufen. Seine Frau sagte sich mit vielen Flüchen von ihm los. Noch ließ sie sich nicht scheiden. Sie hoffte auf seine Umkehr.

Sodri kam auf Rat von Pastor Rao nach Vizag und wurde Bibelschüler. Er wollte sein ganzes weiteres Leben bewusst Jesus geben. »Ich will den Menschen neue Straßen bauen, auf denen sie zu Jesus finden können«, sagte er in Anspielung auf seinen alten Beruf. Da erhielt er die Nachricht, dass seine Frau schwer krank geworden sei. Er ging in sein Dorf zurück. Was war geschehen? Sodris Schwiegervater, der alte Zauberer, erzählte ihm bedrückt: »Wir hatten beschlossen, dich mit einem Todesfluch zu belegen. Meine Tochter und ich haben zwei Nächte lang die Geister beschworen. Aber der Fluch ist nicht zu dir gekommen. Er ist zurückgekehrt und liegt nun auf meiner Tochter, deiner Frau.« Sodri fand Diwa besinnungslos in ihrer Hütte. Sie hatte hohes Fieber, ihr Körper war mit Entzündungen übersät, das Atmen fiel ihr immer schwerer, auch Krämpfe überfielen sie.

Sodri blieb bei seiner Frau. Er pflegte sie aufopferungsvoll und betete unablässig zu Jesus um Hilfe. Es war ein richtiger Kampf. Jedes Mal, wenn er den Namen

Jesus aussprach, bäumte sich Diwa auf und Flüche kamen aus ihrem Mund. Nach zwei Tagen wurde sie ruhiger, sie schlug sogar die Augen auf. »Dein Jesus ist stark. Er will mir helfen«, flüsterte sie. Sie war überwunden. Der Fluch hatte seine Macht verloren. Beide, Diwa und Sodri, stellten sich bewusst unter Jesu Schutz und Segen.

Als Diwa wieder ganz bei Kräften war, ging sie mit ihrem Mann nach Vizag. Beide lernen jetzt auf der Bibelschule. Diwa will später als Bibelfrau ihren Mann im Dienst unterstützen.

Kommet her zu mir alle ...

Shrinu kam 1990 in unser Kinderheim in Vizag. Seine Mutter war bei der Geburt gestorben. Er hauste mit seinem Vater in einer elenden Hütte aus Holz und Karton in einem Slum in Vizag. Sein Vater fuhr eine Fahrradrickscha, aber er wurde krank, lungenkrank. Außerdem begann er zu trinken, um seinem Elend wenigstens für einige Zeit zu entfliehen. Shrinu verwilderte regelrecht. Er lebte von Abfällen und schon mit fünf Jahren schloss er sich einer Bande an, die wegen ihrer Überfälle, Gewalttaten und Diebstähle im Slum berüchtigt war. Dorthin kamen immer wieder Bibelschüler unserer Bibelschule in Vizag, die Straßenevangelisation hielten. Sie halfen, wo sie konnten, und kümmerten sich besonders um Jungen wie Shrinu. Samson, einer der Bibelschüler, traf Shrinu und gewann ein wenig das Vertrauen des Jungen. Der brachte ihn zu seinem Vater und bat um Hilfe. Aber dem Vater war nicht mehr zu helfen und er starb. Samson bot Shrinu an, in das Kinderheim zu kommen. »Da kannst du lernen und dein Leben selber einmal in die Hand nehmen«, sagte er. Shrinu lehnte ab. Das wilde und freie Leben als Mitglied seiner Bande reizte ihn mehr.

Eines Tages wurde Shrinu bei einem Überfall gefasst. Die Polizisten schlugen ihn zusammen und steckten den jetzt Sechsjährigen ins Gefängnis. Samson erfuhr davon und ging zum Gericht. Er bürgte für Shrinu und durfte ihn mitnehmen. So kam Shrinu ins Kinderheim. Er blieb aber ein wilder Junge. Mehrmals riss er aus, aber Samson, der sich weiter um ihn kümmerte, holte ihn immer wieder zurück. Schließlich beendete Shrinu die

Schule, sogar mit einigermaßen guten Noten. Er hatte in den zehn Jahren im Kinderheim viel von Jesus gehört, aber er wollte nie bewusst Christ werden. »Jetzt nehme ich mein Leben selber in die Hand«, sagte er zu Samson, der inzwischen als Pastor Dienst tat. Shrinu suchte Arbeit und er hatte Glück. Der Unternehmer, bei dem sein Vater als Rikschafahrer gearbeitet hatte, stellte ihn ein. Shrinu wurde stolzer Fahrer einer Autorikscha, des allgemeinen Transportmittels Indiens. 80% seines Verdienstes musste er abliefern, von den übrigen 20% musste er leben, die Rikscha instand halten und das Benzin bezahlen. Es war ein harter Job und reichte kaum zum Überleben. Aber Shrinu war dankbar, überhaupt etwas gefunden zu haben. Auch der Konkurrenzkampf war groß. Es gab sehr viele Autorikschas. Doch Shrinu war ein kluger junger Mann. Er malte sich ein großes Plakat. Darauf schrieb er ein abgewandeltes Bibelwort: »Kommet alle, die ihr müde seid und Lasten habt, ich befördere euch billig.« Manchmal sah ihn Bischof Singh durch den Verkehr in der Stadt fahren und musste über die Geschäftsidee schmunzeln. Das Plakat kam an und Shrinu verdiente gut.

Wieder einmal war sein Taxi unterwegs, gut besetzt. Acht Personen quetschten sich in dem engen Gefährt, aber so konnten sie sich die Kosten teilen. Shrinu fuhr laut hupend durch die Straßen, aber da geschah das Unglück. Ein großer Lastwagen übersah den kleinen Flitzer und rammte ihn frontal. Zwei Insassen waren sofort tot, Shrinu selber wurde schwer verletzt. Die Toten und Verwundeten lagen auf der Straße. Der Lastwagen hatte sich davongemacht. Niemand half. »Sich ja nicht einmischen«, dachten alle. Die Polizei in Indien verhaftet zunächst grundsätzlich jeden, den sie bei einem Unfall antrifft. Einige Bibelschüler waren unterwegs, sahen das

Unglück und halfen. So kam Shrinu ins Krankenhaus. Er hatte viel Blut verloren und einer der Bibelschüler spendete seines und rettete ihm so das Leben.

Samson besuchte Shrinu jeden Tag im Krankenhaus und nahm ihn dann nach der Entlassung bei sich auf. Seine Frau pflegte ihn mehrere Wochen lang, bis Shrinu wieder gesund war. Lange Jahre im Kinderheim hatte Shrinu das Evangelium von der Liebe Jesu Christi gehört. Er hatte aber nie richtig angefangen zu glauben. Jetzt erlebte er diese Liebe hautnah durch die Bibelschüler und Samson und dessen Familie. Das überwand sein hartes Herz. Shrinu ließ sich taufen. Er besucht zur Zeit unsere Bibelschule. »Ich will nicht mehr die Körper von Menschen bewegen, sondern ihre Herzen«, so sagt er. Als Einsegnungswort hat er sich den Ruf von Jesus gewählt: »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.«

Der Sohn des Fürsten

Shonka fällt unter den Bibelschülern auf. Er ist von großer Gestalt, hat eine sehr helle Hautfarbe und strahlt eine beeindruckende Würde aus. Er ist der Sohn eines Stammesfürsten aus dem Nagaland. Dieser Bundesstaat, ganz im Norden Indiens, besitzt noch weite, unerschlossene Gebiete, in denen die Regierung wenig zu sagen hat. Dort regieren Stammesfürsten, die das Leben ihrer Untertanen nach uralten Gesetzen regeln. Diese Stämme leben in fast unzugänglichen Bergtälern und in den riesigen urwaldähnlichen Wäldern. Nur langsam hat dort in den letzten dreißig Jahren die Zivilisation Einzug gehalten, konnte aber die althergebrachte Lebensart nie ganz verdrängen.

Sein Vater hatte Shonka in eine weit entfernte Stadt geschickt. Er sollte eine gute Schule besuchen und später seinem Stamm als Nachfolger im Amt des Fürsten die Zukunft eröffnen. Dort begegnete Shonka Christen. Er hörte das Evangelium von Jesus Christus und seiner Menschen suchenden Liebe. Das war etwas ganz anderes als die oft grausamen Riten und Opfer, die sein Volk den Berggöttern darbrachte. Shonka schloss sich der Gemeinde an und ließ sich nach zwei Jahren taufen. Er war jetzt achtzehn Jahre alt.

In einem Sommer kehrte er in seine Heimat zurück. Er sagte zunächst nichts von seinem neuen Glauben. Es wurde das Fest des Stammesgottes vorbereitet, das man nur alle fünf Jahre groß feierte. Nur Erwachsene durften daran teilnehmen und so erlebte Shonka das erste Mal dieses Fest. Er wusste im Herzen, dass er als Christ eigentlich nicht mitmachen durfte, aber er wollte seinen

Vater nicht enttäuschen. Drei Tage dauerte das Götterfest. Die Gottheit wurde von den Stammeszauberern beschworen, viele Tieropfer dargebracht. Es gab reichlich zu essen und der Alkohol floss in Strömen. Die wilden Tänze der Männer und auch der Frauen brachten die Menschen immer wieder in Ekstase. Shonka saß die ganze Zeit hinter dem Thronszitz seines Vaters und sah das alles mit unruhigem Herzen. Am dritten Tag kam es zum Höhepunkt: Entsetzt sah Shonka, wie auf einer Stange der blutige Kopf eines Mannes vor seinen Vater getragen wurde. Der warf sich vor dem Haupt zu Boden und beschwor die Gottheit. »So wirst du alle unsere Feinde zerschmettern. Wir weihen dir hier das Haupt unserer Feinde.« Sein Vater vollzog offensichtlich ein uraltes Götterritual.

Shonka hielt es nicht länger aus. Ohne lange nachzudenken, sprang er auf und schrie in die aufgewühlte Menge: »Nein, hört auf, das kann kein guter Gott sein, der Menschenopfer will. Mein Gott Jesus will so etwas nicht. Er liebt uns Menschen und will uns frei machen von Angst und alle Feindschaft zwischen Menschen beenden!« Plötzlich wurde es totenstill. Mit aschfahlem Gesicht kam sein Vater auf ihn zu: »Bist du ein Christ?«, fragte er. »Ja«, war die klare Antwort Shonkas. »Du hast dein Leben verwirkt. Du bringst Unglück über unseren Stamm. Bindet ihn und sperrt ihn ein. Er wird morgen unserem Gott geopfert werden. Nur so kann sein Verbrechen gesühnt werden!« Der Vater war unerbittlich. Shonka wehrte sich nicht. Er ließ sich fesseln, aber er betete laut, wie Jesus am Kreuz: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!«

Sie schleppten Shonka weg und banden ihn in einer Hütte an. Das Götterfest nahm seinen Fortgang, die Menschen waren wie von Sinnen. Mitten in der Nacht

hörte Shonka ein Geräusch. Ein Altersgenosse, der sein bester Freund gewesen war, hatte sich hereingeschlichen. Er schnitt Shonka los: »Flieh. Ich will nicht, dass du stirbst, aber komme nie mehr zurück!«

Shonka floh in dieser Nacht. Seine Christenfreunde nahmen ihn auf und brachten ihn weit weg vom Nagaland, denn sein Vater ließ ihn überall suchen. So kam Shonka zu uns auf die Bibelschule nach Vizag, wo schon einige Nagaleute studieren. Er will Pastor werden und seinem Stamm das befreiende Evangelium von Jesus Christus predigen. Unsere Fürbitte soll ihn begleiten.

Vom Totschläger zum Lebensretter

Unser Bibelschüler **Birenda** ist ein verurteilter Mörder. Er war Mitglied einer Räuberbande in Vizag gewesen, die Überfälle auf Geschäfte und reiche Leute in großem Stil plante und ausführte. Bei einem Raubüberfall auf ein Elektrogeschäft setzte sich der Ladeninhaber überraschend heftig zur Wehr und wurde erschossen. Doch war die Polizei schnell zur Stelle und konnte drei Mitglieder der Gang, darunter auch Birenda, festnehmen. Die anderen flohen. Beim Prozess beschuldigten die zwei anderen Banditen Birenda, den tödlichen Schuss abgegeben zu haben und er wurde zu 18 Jahren Gefängnis verurteilt. »Ich bin unschuldig, ich habe nicht geschossen!«, beteuerte er immer wieder, aber es nützte nichts. Birenda wurde in das Gefängnis in Vizag eingeliefert.

Bischof Singh und eine Gruppe von Bibelschülern erhielten die Erlaubnis, an Weihnachten im Gefängnis eine kleine Feier zu veranstalten. Singh predigte dabei und stellte in den Mittelpunkt, dass Jesus gerade für Sünder, Leute, die am Ende sind, geboren worden sei. »Egal, was du getan hast, egal, wie groß deine Schuld ist, egal, wie kaputt du bist, dieser Jesus kann und will dir helfen. Er liebt dich und sucht nach dir«, schloss er seine evangelistische Ansprache. Nachher war noch kurz Zeit, mit einigen Gefangenen zu sprechen. Dabei kam er auch ins Gespräch mit Birenda. Der hatte ein ganz praktisches Anliegen: »In der Zelle ist es immer so unerträglich heiß. Ich wünsche mir so sehr einen kleinen Ventilator.« Singh nahm diese Bitte auf und verhandelte mit dem Gefängnisdirektor und beim nächsten Besuch – sie hatten jetzt die Erlaubnis, zweimal im Monat die Gefange-

nen zu besuchen – schenkte er einigen Gefangenen einen kleinen Ventilator. Die Geräte waren mit einer Plakette versehen. Darauf stand: »Gott ist Liebe« und darunter die Adresse des Missionszentrums in Vizag/Paradesipalem und Singhs Name.

Bei den folgenden Besuchen suchte Birenda immer häufiger das Gespräch und hatte viele Fragen. Hauptsächlich beschäftigte ihn diese Aussage: »Gott ist Liebe.« »Warum lässt er dann zu, dass ich hier unschuldig sitze? Ich fange doch an zu beten, warum hilft er mir nicht?«, fragte er den Bischof. Singh erklärte ihm geduldig das Evangelium. »Gott ist kein Wunscherfüller«, sagte er, »er will, dass du ihm dein Leben ganz gibst. Er will dich auch im Gefängnis trösten und dir Frieden geben. Dann wird er auch dein weiteres Leben verändern«, forderte er Birenda zu einer klaren Entscheidung auf. Und dann, nach fast zwei Jahren, kam das entscheidende Gespräch. Unter Tränen bekannte Birenda: »Ja, ich war es damals. Ich habe geschossen. Ich bin ein Mörder. Ich wollte das nicht wahrhaben und habe deshalb die anderen beschuldigt, sie seien falsche Zeugen. Ich bitte Gott um Vergebung.« Es wurde ein umfassendes Beichtgespräch und Birenda bekannte das ganze Elend seines bisherigen Lebens. Dann traf er eine klare Entscheidung für Jesus, der als sein persönlicher Herr alles bestimmen sollte. Tief bewegt, hörte er die Worte, in denen ihm Singh die Vergebung der Sünden zusprach.

Birenda wurde ein anderer Mensch. Seinen Mitgefangenen und dem Gefängnispersonal fiel das in den nächsten Monaten auf. Er, der immer so streitsüchtig gewesen war, wurde zu einem ausgeglichenen Menschen. Er, der stets auf sein Recht gepocht hatte, sah jetzt öfters die Nöte der Mitgefangenen. Er, der so oft geflucht hatte und schlimme Schimpfworte von sich gab,

redete nun bedachtsam und diente dem Frieden. Bischof Singh begleitete ihn im Gebet und mit Gesprächen, sprach ihm Mut zu und mahnte ihn zur Geduld.

Nach zwei Jahren, Birenda hatte jetzt schon acht Jahre seiner Strafe verbüßt, wurde er auf Fürsprache und unter Bürgschaft von Bischof Singh auf Bewährung entlassen. Er kam ins Missionszentrum und beschloss, die Bibelschule zu besuchen. »Ich will, wie ihr, ein Helfer für die Gefangenen werden«, nannte er Singh sein Lebensziel. Bis heute muss sich Birenda zweimal im Monat bei der Polizei melden. Seine Bewährungszeit läuft nächstes Jahr ab. Dann ist er wieder ein ganz freier Mann. Aus dem Totschläger ist einer geworden, der Leben retten will, zu Jesus hin.

Gopal wuchs in einem Dorf im Dschungel auf. Sein Vater war der Häuptling des Dorfs und zugleich auch Priester. Seit Generationen beteten die Dorfbewohner einen Stein an, einen riesigen Felsbrocken, der vom gegenüberliegenden Berg in grauer Urzeit losgebrochen war. Jeden Abend versammelten sich viele Dorfbewohner vor dem Stein. Gopals Vater vollzog die Verehrungsriten: Der Stein wurde mit Öl gesalbt, mit Blumen bekränzt und man legte Opfergaben vor ihm nieder. Doch als Gopal am Ertrinken war, konnte ihm nicht der Steingott, sondern nur Jesus helfen. Dadurch kam Gopal zum christlichen Glauben.

Dieses Buch erzählt diese und viele andere beeindruckende Geschichten über junge Inderinnen und Inder, die zum Glauben gefunden haben und ihr Leben nun für Jesus einsetzen.

hänssler

ISBN 3-7751-4384-X



9 783775 143844